



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 19.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman
von

S. Rosenthal-Bonin.

XX.

Der Mordmordversuch auf den beliebten Zirkuskünstler erregte allgemeines Aufsehen und die größte Teilnahme für den Verunglückten. Gleichzeitig verbreitete sich, niemand wußte woher, das Gerücht, jener Kunstreiter sei der so lange gesuchte Erbe der Wallroden'schen Reichthümer und die öffentliche Meinung kombinierte einen Zusammenhang zwischen dem Attentat und der Erbschaftsangelegenheit, allerdings sehr nebelhaft und haltlos, ganz ohne bestimmten Verdacht nach irgend einer Seite, jedoch immerhin einen Zusammenhang.

Da völlig sicher ein Verbrechen feststand, so nahm die Angelegenheit ein Kriminalkommissarius in die Hände und dieser lud die Mitglieder des Zirkus zur Vernehmung ein.

Das gesamte Zirkuspersonal erschien daher am nächsten Vormittage in dem hellgrünen Amtszimmer des Stadtgerichtsgebäudes, und der Beamte ließ sich von den zunächst Theiligten den Vorgang erzählen.

„Wie Cluny fiel diese Aufgabe zu.“
„Sie hatten also schon vorher Verdacht?“ fragte der Beamte, als die Schottin geendet.

„Ja, ich hielt diesen Mann für einen Menschen, der gedungen worden, irgend eine schlechte That bei uns auszuführen.“

„Gedungen!“ wiederholte der Beamte. „Welche Gründe haben Sie zu dieser Annahme, Fräulein?“ forschte er, Miß Cluny scharf ansehend.

„Sehr überzeugende, für mich wenigstens!“ erwiderte die Schottin. „Der Mann hatte keine Ursache, etwa eifersüchtig auf Noda in unserem Berufe zu sein, denn die Kunstleistungen jenes und die Kunststücke dieses lagen auf so verschiedenen Gebieten, daß absolut kein Kunstneid vorhanden sein konnte, daß keiner je glauben konnte, der andere verdunkle ihn. Neid und Eifersucht fallen also fort. Persönlicher Haß existierte zwischen beiden auch nicht, denn ich habe erfahren, daß jener Spanier den Noda gar nicht kannte; als Paul Noda zum erstenmal, nach Eintritt des Japanesen in unsere Gesellschaft, im Zirkus erschien, fragte mich der Spanier, ob dies Paul



Rosen um Weihnachten. Originalzeichnung von M. Wachsuth. (S. 219.)

Noda sei, und doch erkundigte sich der Jongleur, scheinbar ganz harmlos, auf das Eingehendste nach der Wohnung, den Verhältnissen, Zeit des Auftretens, Art und Weise der Vorstellungen Nodas, umschlich und beobachtete ihn so seltsam, daß ich Verdacht schöpfte und meinerseits den Menschen zu überwachen begann. Ich sah nun auch, daß er die hohle Hand an den Mund setzte und sich drehte, wie das Pferd lief; ich hielt das jedoch für eine Zufälligkeit, bis ich das Pferd plötzlich wie rasend emporspringen sah und wahrnahm, daß der Spanier den Arm emporhielt, wie wenn er etwas in den Ärmel gleiten ließ. Da sprang ich auf ihn zu, riß ihn zu Boden und entwand ihm das Rohr, welches ich in die Arena hinaus warf.“

Das war die Aussage der Schottin.

„Hat noch jemand vielleicht gesehen, wie der Mann die hohle Hand an den Mund führte?“

Einer der Stallmeister meldete sich.

„Ich sah es auch, und daß er die Wangen wie zum Blasen zusammenzog,“ berichtete dieser.

„Wer fand den Nagel in der Nase des Tieres?“ erkundigte sich der Beamte.

Der Stallknecht trat vor und beschrieb die Art der Verwundung und wo der Nagel steckte.

Der andere Knecht erläuterte, daß er gesehen, wie Miß Cluny das Rohr dem Cesarini aus der Hand wand und es fortwarf; er war es auch, der es aufhob.

Der Direktor sagte aus, daß er Verdacht gegen den Mann geschöpft, weil es diesem nicht um Verdienst zu thun schiene, sondern als ob er irgend einen Plan mit seinem Aufenthalt bei der Truppe verfolge. Dann hätte jedoch der Spanier verstanden, sein Mißtrauen zu verschweigen, indem er das sonderbare Verbergen seiner Person vor dem Personal und dem Publikum plötzlich ablegte und als Stallmeister aufzutreten sich anbot. Leider war dies nur ein wohl-durchdachtes Mandöver, seinen teuflischen Plan auszuführen.

„Kann irgend jemand sich erklären, aus welchem Grunde jener Cesarini das Attentat gegen den Paul Noda begangen haben kann, weiß jemand von einer Feindschaft zwischen beiden, zum Beispiel einer Liebschaft wegen oder dergleichen,“ erkundigte sich der Beamte.

„Die beiden kannten sich gar nicht!“ das war die Meinung aller.

„Hat jemand den Cesarini mit irgend einer Person hier außerhalb

des Zirkuspersonals verkehren sehen?" forschte der Kriminalkommissarius.

Niemand hatte davon etwas wahrgenommen.

"Ich sah ihn eines Abends an einem Sonntage vor der Vorstellung in das Haus Nummer sieben Karlstraße eintreten, er ging dort die Treppen hinauf, ich gab jedoch darauf weiter nicht acht und sah ihn nicht wieder herauskommen," berichtete einer der Stallwächter.

Der Beamte protokollierte dies.

"Sie wissen das genau, Sie haben sich nicht getäuscht?" fragte er eindringlich.

"Ich bin darin völlig sicher, ich könnte das beschwören. Der Cesarini erkannte mich auch, denn er drehte den Kopf, nahm sein Sacktuch heraus und hielt es vor den Mund bis über die Nase, so daß ich dachte, weshalb kann der jetzt plötzlich die kalte Luft nicht vertragen? Das erinnere ich mich jetzt noch," bestätigte der Stallwächter.

Da niemand weiter etwas Wesentliches zu berichten hatte, so schloß das Verhör.

Die Leiche, die im Kahne gefunden, gelangte nach Hamburg. Der Arzt stellte die Todesursache durch Erfrieren fest und die Kriminalbehörde fing an die Effekten des Toten zu untersuchen. Man fand keinerlei Legitimationen, nur eine verhältnismäßig bedeutende Summe Geld, aber in einer Beinkleidtasche des Jongleurs einen Zettel, auf welchem stand: "Helmer Wallroden, Advokat, Karlstraße 7".

Das fiel auf. Nun kam der Kriminalkommissarius und zeigte in seinem Protokoll, daß absolut kein Motiv des Anfalles zu entdecken gewesen, daß keinerlei Verkehr des Spaniers außerhalb der Truppe wahrgenommen worden sei, nur einmal hätte ihn ein Stallmeister gesehen in das Haus Karlstraße Nummer sieben hineingehen und die Treppen emporsteigen. Der Mann wolle diese Aussage eidlich erhärten.

Der Kriminalrat reichte den gefundenen Zettel dem Kommissarius.

"Was hatte jener Mensch bei dem Anwalte Wallroden zu thun, welche Beziehungen konnten zwischen den beiden Männern stattgefunden haben?"

"Herr Rat, darf ich mir erlauben, ein Gerücht zu erwähnen?" nahm jetzt der Kommissarius leise das Wort.

Der Oberbeamte sah den Sprecher gespannt an.

"Es zirkuliert seit heute morgen das seltsame Gerücht, jener Verunglückte sei der gesuchte Erbe des Wallrodenschen Nachlasses," berichtete der Kommissarius.

"Das wäre!" rief der Kriminalrat aus. "Hem, die Sache bekommt einen bedenklichen Beigeschmack, der Anwalt ist Verwalter des Nachlasses und bis jetzt der einzige Erbberechtigte. Es scheint fast unglaublich, der Helmer Wallroden," sprach der Beamte, den Kopf schüttelnd; "aber es ist ein Band, das die Dinge verknüpft, und der Zettel in dem Nachlaß des Schuftes und die Aussage des Wärters. Es ist ein Faden, ein dicker Faden, der zu dem Bureau des Anwalts leitet," äußerte der Beamte und blickte ernst vor sich nieder. "Herr Kommissarius," fuhr er dann fort, "wir werden da ein heißes Stück Arbeit zu thun bekommen, ein sehr knifflisches, verantwortliches; melden Sie mich dem Staatsanwalt Bantjus, ich hätte Dringendes, Wichtiges mit ihm zu reden." So schloß der Oberbeamte und der Kommissarius verließ das Zimmer.

Herr Hase war durch das Unglück seines Schützlings tief betrübt, traurig und niedergeschlagen wanderte er vom Krankenhause seiner Wohnung zu.

"Media vita in morte sumus," sprach er vor sich hin; "wie recht hatte der alte Abt von St. Gallen, als er dies dichtete: 'Mitten im Leben sind wir im Tode'. Vor einer Stunde war dieser Mann noch in der Blüte seiner Gesundheit, hoffnungsvoll, freudig sah er in das Leben, das Glück schien sich auf ihm niederzulassen, vor ihm öffnete sich eine glänzende Zukunft, und jetzt liegt er da ohne Bestimmung und er ist nicht sicher, ob er morgen noch auf dieser Erde weilt, und er macht noch jemand tief unglücklich, jenes seltsame Mädchen, das uns allen ein schüchternes, zartes, träumerisches Wesen schien, wie verwandelt hat es die geheime Leidenschaft zu diesem Manne. Sie scheute nicht das Gerücht einer ganzen Stadt, sie vergaß, daß ein starkes Band sie an einen hochgeachteten Bürger hier knüpfte, sie sprang hinab vor aller Augen in den Sand des Zirkus, um dem heimlich Geliebten beizustehen! Dann stand sie da, seltsam von Schmerz erstarrt, wie aus Erz gegossen, nur in ihren Augen loderte ein sonderbares Feuer von wilder Verzweiflung, schrecklichem Gram und noch einem gewissen Etwas, das Furcht erregte in seiner Unheimlichkeit. Wie kann die Liebe das Weib verändern! Bei Männern finden solche Wandlungen nicht statt." So philosophierte Herr Hase beim Heimweg von dem Krankenhause. "Soll ich jetzt dem Staatsprokurator noch Mitteilung machen von dem, was ich entdeckt habe?" fragte sich der Kalkulator. "Wenn morgen der junge Mann tot ist, stürzt dann nicht das ganze Gebäude unserer Kombinationen? Wie soll ich mich zu Helmer Wallroden verhalten? Können unsere alten Beziehungen so ungetrübt wie früher wieder hergestellt werden?" so setzte der Kalkulator sein Ueberlegen fort. "Wenn jener Kunststreiter nun Erben hat, eine Mutter zum Beispiel, dann habe ich gegen das Gesetz gehandelt, indem ich meine Entdeckung verheimlicht, wenn der junge Mann wieder gesund wird, habe ich eine kostbare Zeit verstreichen lassen. Nein," rief sich Herr Hase zu, "meine Mitteilung muß ich der Behörde machen."

Still suchte Herr Hase sein Zimmer auf und in der Frühe des nächsten Morgens schon ließ er sich bei dem Prokurator melden.

Dieser empfing ihn sehr verwundert.

"Sie sind, wenn ich nicht irre, der Bureauvorsteher des Rechtsanwaltes Wallroden?" erkundigte sich der Prokurator.

"Seit gestern ist dies nicht mehr der Fall, Herr Staatsprokurator!" antwortete leise, fast scheu der Kalkulator.

"Gi! Darf man wissen, weshalb diese plötzliche Trennung nach so langem, gutem Zusammenhalten?" forschte der Prokurator scheinbar ganz gemütlich privatim.

"Ich möchte bitten, mir die Beantwortung dieser Frage zu erlassen," erwiderte Herr Hase. "Ich komme in einer eigentümlichen Angelegenheit zu Ihnen, Herr Prokurator," fuhr Herr Hase weiter fort. "Ich habe durch Zufall etwas entdeckt, das geeignet sein dürfte, in die Erbschaftsangelegenheit des Senators Wallroden Licht zu bringen."

"So, das wäre!" rief der Prokurator überrascht und gespannt aus.

"Ja. Ich halte mich verpflichtet, davon der Behörde Mitteilung zu machen," fuhr er fort und übergab nun dem Staatsprokurator den aufgefundenen Brief und ein Schriftstück des Johann Wallroden, das er besaß, und erzählte dem Beamten, was er sonst noch von den näheren Umständen des Paul Roda wußte.

Während dies geschah, war der Kriminalrat zu dem Staatsanwalt gefahren und unterrichtete diesen von den Ergebnissen der Vernehmung der Zirkusmitglieder und verbreitete sich auch über die Gerüchte, daß jener Verunglückte der gesuchte Erbe sei.

"Und welche Beweise gibt man denn dafür an?" warf der Staatsanwalt ein.

"Keine," erwiderte der Rat. "Es ist ein unbegreifliches Gerücht, und dennoch frappte mich die Verbindung zwischen dem Verbrecher und dem Anwalte Wallroden, die nach der ganz unverdächtigen Aussage des Stallwärters und nach dem Zettel im Nachlaß des Cesarini festzustehen scheint. Hält man das Gerücht mit den Protokollergebnissen zusammen, so hat man einen Beweggrund für die rätselhafte That, die sonst völlig unbegreiflich bleibt." Das war die Meinung des Kriminalrates.

Der Staatsanwalt dachte mit ernster Miene nach.

"Das Gerücht erhält allerdings eine ganz eigentümliche Beleuchtung durch die Auffindung des Zettels und die Aussage des Stallknechtes. Beides kann aber auch völlig belanglos sein," äußerte Herr Bantjus, "und bis nicht irgend etwas Positives vorhanden ist, das darauf hinweist, daß jener Roda wirklich der Erbe sein könne, ist das Ganze eine Volksephantasie, ein romanhafter Sprung der öffentlichen Meinung, und wir dürfen uns wohl hüten, darauf hin einem so achtbaren Manne wie Wallroden in den Weg zu treten. Mit dem Material dieser Erbschaftsangelegenheit ist der Staatsprokurator Vewert genau vertraut. Wenn irgend etwas auf den Paul Roda Bezügliches hier existiert, das gefunden werden kann, so weiß dies der Prokurator. Ich bin daher der Ansicht, daß wir, bevor wir einen weiteren Schritt in dieser bedenklichen und dunklen Sache thun, uns mit Herrn Vewert ins Einvernehmen setzen. Sie haben einen Wagen unten, Herr Rat," flocht der Staatsanwalt ein, "lassen Sie uns zu allererst mit Vewert konferieren."

So geschah es. Die Herren bestiegen den Wagen und kurze Zeit darauf traten sie in das Bureau des Prokurators; sie fanden dort Herrn Hase in gedrückter, ernster Stimmung und den Staatsprokurator sehr aufgeregt. Die Angekommenen wechselten leise Worte mit dem Prokurator und zogen sich dann in ein Nebenzimmer zurück; der Prokurator bat Herrn Hase, noch einige Minuten zu verziehen.

Bald kamen die drei Beamten wieder herein. Sie sahen noch ernster aus als vorher und der Staatsanwalt erbat sich in amtlicher Eigenschaft von Herrn Hase die Beantwortung einiger Fragen.

"Haben Sie bemerkt," begann der Staatsanwalt, "daß zwischen Herrn Helmer Wallroden und dem Kunststreiter Paul Roda irgend welche Beziehungen obwalteten?"

Herr Hase sah erschrocken auf. Das war der feierlich ernste Ton der Vernehmung in einem schweren Fall.

"Ja," antwortete der Kalkulator nach einigen Sekunden zögernd; man sah, es ward ihm schwer, über diese Angelegenheit zu sprechen.

"Hat der Rechtsanwalt Wallroden eine Abneigung gegen den Kunststreiter Roda gezeigt?" forschte Herr Bantjus weiter.

"Es schien so," mußte Herr Hase zugeben.

"Haben Sie dem Anwalte Wallroden Mitteilung gemacht von Ihrem Funde?" stellte der Staatsanwalt die Frage.

"Das habe ich für meine Pflicht gehalten," bejahte der Kalkulator.

"Ist Ihnen jemand aufgefallen von den Klienten des Rechtsanwaltes, Ihres früheren Prinzipals, der ihn sozusagen heimlich sprach, mit ihm auf eine Weise verkehrte, als beträfe das Privatangelegenheiten intimer Natur?" erkundigte sich der Staatsanwalt.

"Nein," gab Herr Hase bestimmt zurück. "Herr Wallroden hatte vor mir keine Geheimnisse; was er that, konnte jeder und auch ich stets sehen. Seine Privatverhältnisse kenne ich auch, er hatte, darf man sagen, keine. Er ging in den Klub, verkehrte mit der Familie seiner Braut, hie und da auch mit deren Freundin Rosa Wernike. Das war

alles so durchsichtig, wie das ganze Leben des Herrn Rechtsanwaltes, so lange ich die Ehre hatte, ihn zu kennen," schloß der Kalkulator im Tone der Ueberzeugung.

Die Herren sahen düster vor sich nieder.

"Bekämpfte Herr Wallroden auch vor Ihnen die Ansprüche jenes Roda?" ließ der Staatsanwalt vernehmen.

"Das that er offen. Er sagte, auf Mutmaßungen und Kombinationen hin dürfte er nicht zurücktreten, das sei er sich schuldig," lautete des Kalkulators Auskunft.

"Wann machten Sie ihm Mitteilung von der Auffindung des Briefes?" fragte der Staatsanwalt wieder.

"Gestern morgen," antwortete der Kalkulator.

"Herr Hase," nahm jetzt der Staatsanwalt wieder das Wort, "ich kann mich darauf verlassen, daß Sie von unserer Unterredung gegen niemand irgend etwas äußern."

"Das ist selbstverständlich," sagte Herr Hase.

"Ich danke Ihnen, ich habe keine weiteren Fragen an Sie zu stellen," schloß Herr Bantjus, sich leicht verneigend.

"Wir sprechen uns heute nachmittag noch, Herr Registratur!" richtete darauf der Staatsprokurator an Herrn Hase das Wort. "Sie haben vielleicht die Gefälligkeit, sich noch einmal herzubemühen, ich möchte Ihre Ansicht über die Gleichheit der beiden Handschriften zu Protokoll nehmen." Er verabschiedete sich, wie auch Herr Vewert, von Herrn Hase und der Kalkulator war entlassen.

"Was hatte das zu bedeuten?" fragte sich der Kalkulator, nachdem die Thüre der Kanzlei sich hinter ihm geschlossen. "Klang das nicht gerade, als läge ein düsterer Verdacht auf Helmer Wallroden? Wie kommt der Staatsanwalt dazu, sich in diese Sache zu mischen und mich über das Verhältnis Helmers zu Paul Roda auszuforschen? Helmer steht völlig auf dem Boden des Rechts in seinem Handeln gegen den jungen Mann; der Standpunkt der Moral, der Humanität und der Billigkeit geht den Staatsanwalt nichts an. Was mag da vorliegen?" grübelte Herr Hase schweren Herzens; sein aufrechter Gang, seine sorgfältige Haltung waren vollständig verschwunden; den Kopf gebeugt, mit offenem Ueberrock und lässig die Arme hängen lassend, wanderte der Kalkulator nach Hause. Man sah es ihm an, daß schwere Sorgen ihn bebrückten und sein Geist mit trüben Gedanken erfüllt war.

XXI.

Die Nachricht von dem Unglück im Zirkus hatte Rosa wie ein Donner Schlag getroffen. Ein Mordanschlag war ausgeübt worden gegen Paul Roda und von wem? von einem Zirkusgenossen, dem Schmetterlingsjäger. Roda sei tot, so drang das Gerücht auch zu dem Hause in der Emergentengasse; das war ja schrecklich, entsetzlich! Frau Wernike und Rosa eilten zum Zirkus, sie kamen zu spät. Ihr Mieter war schon in das Krankenhaus geschafft worden. Frau Wernike wurde aufgefordert, die Wäsche des Kranken dorthin zu befördern. Er war also nicht tot, das erfuhr Rosa im Zirkus, nur lebensgefährlich verletzt. Rosa hatte das größte Mitleid mit dem Verunglückten; ihr stand jedoch gleich Helmer vor Augen. Sie empfand mit dem feinen Gefühl der Liebenden sofort, daß seine Lage sich nicht erleichtert hatte, und da die That so rätselhaft war, wie man ihr sagte, so unbegreiflich, so gar keine Ursache dazu vorhanden, ahnte sie die Gefahr der Verhängung für Helmer, ihr Herz krampfte sich zusammen, sie zitterte und bebte, sie konnte sich kaum nach Hause schleppen und brachte dort mit fieberhaftem Grübeln, Denken und Furchten eine schreckliche Nacht.

Am morgen früh, als sie Hase sprechen wollte, war dieser schon ausgegangen, und als er jetzt am mittag zurückkam, schien ihr der sonst so ruhige, heitere, klare und stets besonnene Mann ganz verstört und schwer kummervoll.

"Sagen Sie, was ist es mit Helmer?" fragte Rosa angstvoll den Kalkulator, ihn mit Augen, die Spuren bitterer Thränen, heißen Weinens zeigten, anschauend.

"Mit Helmer? — nichts, Fräulein Rosa!" antwortete der Kalkulator ausweichend, "ich weiß wenigstens nichts. Wie kommen Sie zu dieser Frage?" Hierbei blickte Herr Hase das Mädchen seltsam unsicher an.

"Ich habe die gräßlichste Angst, daß auf ihn ein Verdict fällt," sprach Rosa. "Die rätselhafte That, Helmers Verhältnis zu Roda, seine Abneigung gegen diesen, seine Stellung als Erbbeteiligter! O, böser Wille, Herr Hase, kann da viel zusammenbringen!" schloß Rosa, Thränen in den schönen schwarzen Augen.

"Böser Wille ist hier ohnmächtig," erwiderte darauf Herr Hase beruhigend. "Eine Verhängung, eine Beschuldigung ist nur möglich auf Grund von Thatfachen, und solche wird man nie finden, denn wie auch Herr Wallroden sein Recht behaupten möchte, wie weit das zulässig war oder nicht, nie wird er etwas gethan haben, das ihn auch nur im entferntesten mit solch einem Verbrechen in Berührung brachte, darüber steht Helmer himmelweit," redete der Kalkulator überzeugt.

Rosa schaute mit einem dankbaren Blick zu ihrem alten Freunde auf.

"Helmer war hart gegen diesen Mann, egoistisch und halsstarrig, das weiß ich, er wollte ihm das Vermögen nicht gern ausliefern, er hätte es ruhig mit angesehen, wenn die Zeit verstrichen wäre, ohne daß jener Paul Roda von der Sache etwas erfahren, das war unrecht; aber etwas Böses gegen den Kunststreiter unternehmen, ja ihm nur Unglück wünschen, das kam nie in Helmers Brust, dafür würde ich mich in Stücke reißen lassen, nie, auch nur mit

dem fernsten Gedanken. Aber man verdächtigt so leicht, Herr Hase," fuhr Rosa besorgt fort, "man wird eine Ursache für diese unbegreifliche That finden wollen, man wird allerhand zusammentragen und herbeiholen; mir ist so schwer und unheimlich zu Mute, als drohte Helmer aus diesem ungelogen Ereignis ein schweres Unheil," schloß Rosa mit bangem Ton.

"In diesem Fall wird Helmer sich von jeder Schuld, die man ihm andichtet, zu reinigen wissen und seine Unschuld glänzend beweisen. Ich selbst bin ein gewichtiger Zeuge als sein nächster und einziger Vertrauter in all seinen Angelegenheiten." So tröstete Herr Hase das von Angst und düsteren Ahnungen erfüllte Mädchen.

Indessen nun Herr Hase und Rosa diese Unterredung führten, begab sich der Staatsprokurator Piwert und der Staatsanwalt Bankjus zur Kanzlei des Rechtsanwaltes Wallroden. Sie trafen Helmer auffallend bleich und düster aussehend.

"Wissen Sie, Herr Kollege, daß der Cesarini tot ist?" fragte der Staatsanwalt völlig geschwätzt.

"Wer ist der Cesarini?" fragte Helmer, beide Herren etwas verwundert und scharf, ja mißtrauisch ansehend.

"Kannten Sie den Mann nicht?" erkundigte sich der Staatsanwalt.

"Ich erinnere mich nicht, je diesen Namen gehört zu haben," gab Helmer zurück.

"War nie als Klient ein Spanier bei Ihnen ähnlichen Namens, überhaupt ein Spanier oder Mexikaner, ein Südländer?" warf der Staatsanwalt ein.

"Nie," erwiderte Helmer. "Was sollte er bei mir gesucht haben? Erlauben die Herren mir eine Frage," ließ jetzt der Anwalt einfließen. "Habe ich die Ehre, Sie vor mir zu sehen in amtlicher Eigenschaft?" erkundigte er sich, zu dem Staatsanwalt gewandt.

"Run, gewissermaßen ja!" antwortete Herr Bankjus etwas zögernd. "Sie bestreiten also, daß ein Spanier, der Zirkuskünstler Cesarini, oder wie er sonst heißen mag, der Schmetterlingsjäger und chinesische Schütze des Zirkus Ferrini, jemals und besonders am 12. Februar in der Abendstunde bei Ihnen war?"

"Das bestreite ich ganz entschieden, denn zu dieser Zeit war ich in der Kanzlei. Herr Hase arbeitete in dem ersten Zimmer, dessen Thür nach meinem Bureau offen war, bis abends acht Uhr, der kann dies also bezeugen, ebenso mein Diener, der jenem geöffnet haben mußte."

"Dem steht ein anderes Zeugnis gegenüber," ließ der Staatsanwalt verlauten, "eines völlig Unparteiischen, allerdings kein unbestreitbar sicheres. Sie kannten die Ansprüche an die Erbschaft von Seiten des Herrn Paul Roda?" richtete der Staatsanwalt von neuem die Frage an Helmer.

"Direkte Ansprüche von diesem Manne nicht. Bekannte von mir machten viele Wahrscheinlichkeiten für die Berechtigung jenes Mannes geltend. Diese Möglichkeiten habe ich nie abgelehnt. Ich forderte natürlich Beweise," war Helmers Antwort.

"Sie hatten eine Abneigung gegen jenen Paul Roda?" erkundigte sich der Staatsanwalt weiter.

"Ich war ihm nicht geneigt, er war mir unangenehm als möglicher Erbe!" bestätigte Helmer.

"Sie wissen, daß auf jenen Roda ein meuchlerischer Anfall ausgeführt worden ist?" fragte der Staatsanwalt.

"Das habe ich gestern nacht erfahren," gab Helmer zurück. "Es berührte mich traurig und peinlich," fügte er schwer atmend hinzu.

"Herr Kollege," begann jetzt Herr Bankjus von neuem, "können Sie sich erklären, wie die Aufzeichnung Ihres Namens und Ihrer Wohnung in die Hände jenes Attentäters, des Cesarini, kommt und welche Zwecke jener Mensch mit dieser Notiz haben konnte?"

Helmer ward noch eine Schattierung bleicher.

"Nein, das ist mir gänzlich unfähig; ich habe nie mit einem Manne dieses Standes und seiner Nationalität zu thun gehabt," entgegnete er mit Bestimmtheit.

"Run, Herr Kollege, eine solche Aufzeichnung fand sich im Nachlasse jenes Uebelthäters, der den Roda vorher nicht kannte, der absolut kein erklärbares Motiv für sein Verbrechen bis jetzt darbietet; ein Zeuge hat diesen Mann am zwölften abends in dies Haus schleichen und die Treppen hinaufgehen sehen. Sie sind der einzige Mensch, soweit unsere Kenntnis reicht, der ein Interesse am Nichtvorhandensein dieses Roda haben konnte, der ihm eingestandenmaßen nicht wohl wollte, der sein Gegner war in einer bedeutenden Erbschaftssache. Sie sind Fachmann genug, um zu wissen, welche Folgerungen daran zu knüpfen die Staatsanwaltschaft gezwungen ist. Ich bin deshalb verpflichtet, vorläufig Sie als belastet anzusehen und Ihnen Untersuchungshaft ankündigen zu müssen, die Sie gefälligst in einer Stunde antreten wollen."

Helmer stand da wie eine Bildsäule, keine Muskel an ihm zuckte, nur die starken Adern auf seiner mächtigen Stirn schwellen und seine Augen traten etwas hervor.

"Darf ich mir die Frage erlauben," nahm er jetzt das Wort, "ob irgend eine Person sonst noch mich verdächtigt hat?" fragte er und seine Stimme bebte.

"Keine, Herr Kollege, niemand, auf mein Ehrentwort!" versicherte der Staatsanwalt. "Es ist einzig und allein die Lage der Dinge und die zwei erwähnten Thatfachen."

Helmer atmete auf.

"Ich bin bereit, Ihnen zu folgen. Darf ich meinen

alten Gehilfen, den Registrator Hase, benachrichtigen, während meiner Abwesenheit sich meiner Geschäfte anzunehmen?" fragte Helmer. "Ich habe mich zwar gestern von dem Manne getrennt in Differenzen eigener Art. Ich hoffe jedoch, daß er nach Erfahren dieses Unglücks, das mich betroffen, unserer alten Freundschaft eingedenk sein und seine Thätigkeit hier wieder aufnehmen wird."

"Das ist Ihnen erlaubt," gestattete der Staatsanwalt. "Ich hoffe sicher," fügte er hinzu, "daß diese Haftnahme nur eine, allerdings sehr peinliche, Formalität sein wird, der ja jeder Bürger jedes Staates, wenn ein unglückliches Zusammentreffen von Ereignissen dies so fügt, unterworfen ist."

"Ich teile hierin vollkommen die Ansicht des verehrten Herrn Staatsanwalts," pflichtete der Staatsprokurator bei. "Ich bin überzeugt, daß nur eine unglückliche Verkettung von Zufälligkeiten Sie, Herr Kollege, in eine Lage bringt, die von uns wie ein Unfall, der Sie betroffen, empfunden und beurteilt wird."

Helmer verneigte sich dankend für die Courtoisie der Kollegen und schrieb einige Zeilen, verschloß all seine Kasten und Schränke, that die Schlüssel in eine Schatulle und sandte diese mit dem Briefchen zum Hinterhause in Hases Wohnung. Dann nahm er ein Portefeuille, gab dem Diener Auftrag, einen Koffer zu packen, wie wenn er für eine Woche verreisen würde, ordnete an, daß dieser gleichfalls zu dem Herrn Hase gebracht werden sollte, und folgte den Herren ernst, ruhig und in sicherer Haltung zu dem unten bereitstehenden Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Rosen zu Weihnachten.

(Bild S. 217.)

Mit Rosen handelnd in der Christnacht schlief Ein armes Wesen mühsam durch die Gassen. Ihm war das Leben nur ein harter Kampf, Ein trostlos Ringen, einsam und verlassen.

Der Schnee fällt leis, die Sterne sind verdeckt, Die Straße liegt in seltsam stiller Glimmer So traumhaft still — und aus den Fenstern fällt Des Weihnachtsbaumes feierlicher Schimmer.

"Ach, wer doch Ruhe hätt' und Wärme schön Wie jene Glücklichen dort unterm Baume! Ach, wär' vergönnt es mir doch nur einmal, Nur einmal möcht' ich's haben wie im Traume!"

So sinnend, sehnend wandt die Kleine fort. Es werden ihr so schwer die Augenlider, Es werden ihr die Füße ach so schwer — An dem Portal setzt sich die Arme nieder.

Sie schlammert leis — da sieht mit einemmal Sie Engel steigen von dem Himmel nieder Mit Weihnachtslichtern lieblich in der Hand; Sie singen wunderbare, süße Lieder.

Die ganze Schar steigt nieder auf sie zu. Man gibt auch ihr ein Kerzchen jetzt zu halten, Und zauberhaft hebt sie sich nun empor Und schwebet fort mit jenen Lichtgestalten

Empor zum Licht, zu sel'gem Licht und Glanz In ew'ge, unermeßlich schöne Fernen, Wo winkt ein herrlich schimmernd gold'nes Thor, Gebildet ganz aus großen Himmelssternen...

Auf Erden fällt herab ein kalter Schnee, Bedeckend Stadt und Land in eis'ger Stille; An des Palastes Pforten wächst er leicht Auf eines toten Kindes ird'scher Hülle.

G. Taus.

Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

III.

"Da Sie, lieber Bleßing, mir gestern in Bezug auf die Schreibmaschine so gute Auskunft geben konnten, so werden Sie mir wohl auch sagen können, in welcher Weise dieses Zirkular hergestellt ist, das ich heute empfangen. Die Schrift hat gar keinen Grundstrich und wenn Sie sie genau betrachten, so werden Sie wahrnehmen, daß dieselbe durchbrochen ist, das heißt, daß sie sich aus lauter kleinen Punkten oder richtiger Strichen zusammensetzt."

"In diesem Falle muß ich Sie leider einmal im Stiche lassen," entgegnete der Angeredete, "denn ein Druckverfahren, das die von Ihnen bezeichnete Eigentümlichkeit besitzt, ist mir nicht bekannt. Sollte aber niemand unter den anderen Herren des Stammtisches Herrn Hirschstein Auskunft zu geben im Stande sein?"

"Eogar in ziemlich eingehender Weise vermag ich dieselbe zu geben," nahm Müller das Wort, "da wir auf unserem Bureau seit mehreren Monaten den hier in Frage kommenden Apparat besitzen und ich selbst mich desselben zur Vervielfältigung von Schriftzügen schon mehrfach bediente. Der betreffende Apparat, welcher den Namen 'Gylosstyle' führt, ist eigentlich keine Druck-, sondern eine Schablonendrucker, bei der nur eine Druckschärze aufragende, also zu Hilfe genommen wird. Man stellt mittels eines eigentümlichen Schreibwerkzeuges zum Zwecke der Vervielfältigung eine richtige Schablone her, deren Durchbrechungen aller-

dings äußerst fein sind und nur dadurch, daß sie ganz dicht aneinander gereicht sind, den Eindruck von Schriftzügen hervorrufen. Ueber eine mit einer hölzernen Umrahmung versehene Zinkplatte wird ein Stück des eigens präparierten, ebenso dünnen wie festen Schablonenpapiers gespannt und nun mittels des dem Apparate beigegebenen Schreibwerkzeuges ganz in der üblichen Weise die Schrift, beziehungsweise Zeichnung hervorgebracht. Leichter, das Schreibwerkzeug, besteht aus einem Griffel, an dessen unterem Ende ein ganz kleines, gezahntes Rädchen aus glasartem Stahl drehbar befestigt ist. Die feinen Zähne des Rädchens drücken sich beim Schreiben durch das Papier und lassen die erwähnten Durchbrechungen entstehen. Um zu drucken, bringt man zwischen die Zinkplatte und die Schablone ein Stück Papier und überfährt die Schablone dann mit der Schärze. Das Vorgehen des gedruckten Bogens, das Unterlegen eines neuen, das Ueberwalzen der Schablone, alles nimmt äußerst wenig Zeit in Anspruch und ist von jedem Laien schnell zu erlernen. Ein großer Vorzug des Verfahrens besteht darin, daß das bedruckte Papier zwischen den Schriftzügen vollständig rein bleibt, denn die Schablone schützt an diesen Stellen gegen jede Verührung mit der Druckerwärze. Alle übrigen Schwarzdruckapparate, und besonders diejenigen mit Leimkompositionen, besitzen nämlich den großen Uebelstand, daß es dem Laien fast nie gelingt, tiefschwarzen Druck herzustellen, ohne zugleich durch Spuren der an der Platte hängen bleibenden Schärze zwischen den Schriftzügen die ursprüngliche Farbe des Papiers zu trüben. Freilich besitzt auch der Gylosstyle den schon ange deuteten Nachteil, daß die Strichstärke nicht oder nur sehr wenig verändert werden kann, doch wird dieser Mangel in Anbetracht der übrigen Annehmlichkeiten schon gern mit in den Kauf genommen. Bei der Anfertigung vieler Linienzeichnungen ist die leicht zu sichernde Gleichmäßigkeit der Linien sogar erwünscht."

"Ich kann nur bei aller Anstrengung meiner Augen," bemerkte Schroth, "nichts von der erwähnten Durchbrechung der Schriftzüge wahrnehmen."

"Das liegt einmal an der mangelhaften Beschaffenheit Ihrer Augen," versetzte Bleßing, "dann aber auch wohl an der schlechten Beleuchtung hier mittels der höchst primitiven Petroleumlampen." "Hören Sie, Herr Wirt!" rief Hirschstein. "Wann werden Sie sich denn endlich einmal zur Einführung von Gasbeleuchtung entschließen?"

"Hat er gar nicht nötig," fiel Bleßing ein. "Er sollte sich nur statt der alten, ruhenden Petroleumlampen neue von zeitgemäßer Konstruktion anschaffen, am besten die hygienischen Patent-Schirmlampen von Schuster & Bär in Berlin. Bei denselben wird sowohl zu der Innenseite des Döckes, wie zu dessen Außenseite Luft, und zu letzterer in vorgewärmtem Zustande, zugeführt, so daß eine schöne weiße Flamme von hoher Leuchtkraft entsteht. Infolge dieser reichlichen Luftzuführung können auch ordinäre Öle, zum Beispiel saulösisches Petroleum, mit heller, geruchloser Flamme verbrannt werden. Durch ein am Brennerboden angebrachtes hydraulisches Rücklaufventil wird jede Explosionsgefahr ausgeschlossen. Die größte Annehmlichkeit bieten die erwähnten Lampen jedoch durch ihren sogenannten 'Ueberrücklauf'. Der gewöhnliche Zuglasszylinder wird nämlich in einem Abstande von einem zweiten, weiteren Zylinder umgeben, so daß ein ringförmiger Zwischenraum entsteht, in dem die heiße, von der Flamme gebildete Luftschicht nach oben abgeführt wird. Infolge dessen wird die für die Augen so schädliche und auch oft zu Kopf- und Gesichtsschmerzen Veranlassung gebende strahlende Wärme vermieden, so daß die Lampe das Prädikat 'hygienisch' in der That verdient. Besonders eignet sich dieselbe auch wegen dieser Eigenschaft zur Arbeits- und Studierlampe."

"Ei, das muß ich mir," rief Schroth aus, "sogleich notieren! Kann mir vielleicht einer der Herren einen Bleistift geben? Ich habe verloren, daß ich den meinen verloren habe."

"Benutzen Sie einmal diesen Füllfederhalter," sagte Bleßing. "Eine hübsche Erfindung!" fuhr er, sich zu den übrigen Herren wendend, fort. "Sehen Sie, wenn ich hier hinten an dem Knopfe etwas drehe, wird ein kleiner Gummischlauch im Innern des Federhalters zusammengedrückt, so daß die in demselben befindliche Tinte durch das kleine Ausflußröhrchen am untern Ende zur Feder strömen muß."

"Wie füllen Sie denn aber das Gummiröhrchen wieder mit Tinte, nachdem es einmal geleert ist?" fragte Müller.

"Ganz einfach dadurch, daß ich erst den kleinen Gummischlauch ganz zusammenziehe, dann das Ausflußröhrchen in ein Tintenfaß halte und hierauf durch Auslösung des Knopfes den Schlauch wieder in seine gerade Lage zurückstellen lasse. Hierbei saugt er, indem sich sein Innenraum erweitert, die Tinte durch das Ausflußröhrchen an."

"Wie heißt der Fabrikant dieser Füllfederhalter?" fragte Schroth. "D. Köllisch in Nürnberg. Zu beziehen sind sie aber den Jean Hornbach an selbigem Orte."

"Gut! Das notiere ich mir gleich mit zu der hygienischen Schirmlampe. Man bringt doch stets aus den 'Drei Enten' etwas Nützliches mit nach Hause!"

Die Nivereine.

Unter den vielen Vereinigungen, die Schweden aufzuweisen hat, sind die Nivereine die jüngsten. Der erste Verein dieser Art bildete sich im April dieses Jahres und nun sind solche bereits über das ganze Land verbreitet. Ihr Bestreben ist darauf gerichtet, dem Arbeiter, "Ni", welches dem deutschen "Sie" oder richtiger "Ihr" entspricht, Eingang zu verschaffen. Dieses macht sich aber gar nicht so leicht, weil das Ni bisher vorzugsweise von hochgestellten Personen den niederen gegenüber gebraucht worden ist. Der Mangel eines dem deutschen Sie entsprechenden Fürworts macht sich aber in dem gesamten Verkehr recht fühlbar, nicht bloß im geschäftlichen, sondern auch im gesellschaftlichen, und er hat einerseits zu einer Ueberwucherung des Titelswunsches, andererseits zu dem Gebrauch geführt, daß man zur Ermöglichung eines ungezwungeneren Umgangs, wo es angebracht erscheint, so bald wie möglich zu dem vertraulichen "Du" seine Zuflucht nimmt. Die Damen dieser Nivereine tragen besondere Ribroschen und die Herren Rigeiken; in den Wohnräumen indessen fordern besondere Kiplafate zum Gebrauch des erwähnten Anredeortes auf. Die Ausrufung ist von Stockholmer Ärzten ausgegangen und hat in allen Kreisen, namentlich in akademischen, Nachahmung gefunden.

Am Spinnrade.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

Moritz Lillie.

(Rauchdruck verboten.)



auf einer Anhöhe zwischen Elster und Saale liegt die herzoglich sächsische Amtsstadt Eisenberg, überragt von dem Schlosse Christiansburg, dessen zahlreiche Fenster wie ebensoviele fürsorgliche Wächteraugen auf die kleinen Häuser des Städtchens herabschauen, die sich um das Schloß gruppieren wie die Herde um den Hirten. Es ist ein unbedeutender, wenig lebhafter Ort, wie alle deutschen Kleinstädte etwas philisterhaft langweilig, aber bewohnt von einem biedereren, fleißigen Völkchen sächsisch-thüringischen Schlages, das sich recht gut zu nähren weiß. Wohl hämmert und pocht es an Werktagen in den Werkstätten der Holzschuhmacher und anderer Handwerksmeister, wohl nähren sich in den Porzellan-, Glais- und Chamotteziegelfabriken von früh bis abends emsig schaffende Hände; an Sonn- und Festtagen aber ruht die Arbeit und Stille und Frieden lagert über der Stadt. Dann wandert in der schönen Jahreszeit der Bürgermann mit Weib und Kindern hinaus in die hübsche Umgebung des Städtchens, um in der grünen, blühenden Natur frische Kräfte zu sammeln zu neuem Tagewerke; wenn es aber draußen schneit und stürmt und der Schnee unter den Füßen knirscht, dann besuchen

sich die Nachbarn und Freunde im behaglich erwärmten Zimmer und besprechen die Stadtneuigkeiten, oder sie finden sich am Abend beim Glase Bier im Wirtshause und erzählen sich von den Vorgängen draußen in der Welt und von den mancherlei Nachrichten, welche im Laufe der Woche die Zeitungen brachten. Und wenn dann die Nacht tiefer und tiefer auf das Städtchen herabsinkt und ein Licht nach dem andern in den Häusern erlischt, wenn der Mond im Osten langsam und feierlich emporsteigt und seinen silbernen Schleier über die schlafende Erde breitet, dann ist es, als sinne und träume die Stadt von entschwundenen Tagen, da es im Schlosse noch lustig zuzug, die Becher aneinander klangen und in der Faschingszeit fröhliche Weisen erschallten, während an den geschlossenen Fenstern die Schatten der tanzenden Paare vorüberhuschten.

Das war zu der Zeit, als Herzog Christian im Schlosse residierte und Eisenberg die stolze Bezeichnung: „Haupt- und Residenzstadt des souveränen Herzogtums Sachsen-Eisenberg“ führte, also zu Ende des siebenzehnten und anfangs des achtzehnten Jahrhunderts. Damals war die Einwohnerzahl der Stadt kaum halb so groß als heutzutage, dennoch aber herrschte mehr Leben in dem kleinen Orte, denn der Hofhalt des Fürsten brachte manche Abwechslung in das einförmige Dasein der Bürgerschaft. Die Schloßbemannung zog wöchentlich einigemal mit klingendem Spiel auf Wache, und wo sie vorbeimarschierte, ließen Meister und Gesellen die Arbeit auf einige Augenblicke ruhen, und manches niedliche Mädchengesicht erschien am Fenster, um den strammen Soldatengestalten nachzuschauen. Zu Hoffesten und am Neujahrstage, wenn die Gratulationscours im Schlosse stattfanden, kam der Adel des kleinen Herzogtums in seinen schwerfälligen Karossen nach der Stadt, und das Interesse der Bewohner wandte sich dann weniger den Insassen des Wagens, als vielmehr den Pferden und der oft recht bunt und phantastisch aufgeputzten Dienerschaft zu. Der größtmögliche Pomp aber wurde entfaltet, wenn ein fremder Fürst zum Besuche am Hofe von Sachsen-Eisenberg erschien; dann legte das gesamte Personal, vom Hofmarschall bis zum Stallburgen herab, Galauniform an, die große Flagge wehte auf dem Schlosse im Winde und die imposante Militärmacht von zweihundert Mann, mit einem General an der Spitze, hielt große Paraden ab.

An allen diesen Festen, die freilich nicht oft stattfanden, denn der Herzog war keineswegs ein Verschwender, nahm die Bevölkerung regen Anteil, denn Herzog Christian und mehr noch seine Gemahlin Marie Sophie waren sehr beliebt. Namentlich die letztere verkehrte oft in der ungewungensten Weise mit den Bürgerfrauen, und wie hundert Jahre früher die Kurfürstin Anna von Sachsen, war auch Sophie eine sehr fleißige und sparsame Hausfrau, sah überall, in Wohnzimmern, Küchen und Schlafräumen, selbst

nach, überwachte die Einkäufe und verschmähte es nicht, zuweilen selbst den Wochenmarkt zu besuchen, um den Bedarf an Viktualien zu decken. Mit Vorliebe ging sie auch, um unerkannt zu bleiben, in schlichter, einfacher Kleidung, unter irgend einem Vorwande mit eintretender Dunkelheit in die Wohnungen der Handwerker und selbst der Armut, sah, wie die Leute lebten und wie sie sich befanden, und vernahm manches Lob über sich selbst, aber auch manchen Tadel, manche Unzufriedenheit über mißliebige Beamte und Einrichtungen. Dann ruhte sie bei ihrem Gemahl nicht eher, als bis die Angelegenheit untersucht und Abhilfe geschaffen worden war, aber nur selten erfuhr das Volk, daß die Herzogin es war, der es diese humane Handlungsweise zu verdanken hatte.

Und an den langen Winterabenden saß das fürstliche Paar im Zimmer der Herzogin und das Gespräch drehte sich meist um die Interessen des Ländchens, an denen auch Marie Sophie den regsten Anteil nahm. Dichte Rauchwolken blies Christian aus seiner Tabakspfeife ins Zimmer hinein und seine Gattin war nicht so zimperlich und verzärtelt, ihm diese süße Gewohnheit zu verbieten oder durch unaufhörliches Husteln ihr Unbehagen zu erkennen zu geben. Sie hatte auch gar nicht Zeit, sich um die Rauchwolken zu bekümmern, denn emsig drehte und schnurte das Spinnrad, das ihr Fuß in Bewegung setzte, — jenes poetische Gerät, welches in Sage und Märchen verherrlicht und in unzähligen Versen besungen worden ist. Damals fehlte es in keiner echten deutschen Haushaltung, Fürstin und Bäuerin verstanden mit gleicher Gewandtheit den Faden zu drehen, während man das Spinnrad heutzutage nur noch hin und wieder auf der Bühne erblickt, aus Haus und Familie aber ist es längst verschwunden.

Diese Beschäftigung war es, welche der Herzogin vielfache Gelegenheit gab, mit dem Volke zu verkehren, ohne durch die Fesseln ihres Standes gehindert zu sein. Als arme Frau erschien sie in den Wohnungen der Handwerker, erbot sich, für dieselben zu spinnen, und erhielt dann einen Roden Flachs ausgehändigt; hatte sie denselben zu Garn verponnen, so trug sie es in der Dämmerstunde persönlich zu dem Meister, lieferte die Arbeit ab und nahm wieder neuen Flachs und den lärglichen Lohn in Empfang. Letzteren ließ sie stets in irgend einer Form den Ärmsten der Stadt zukommen, nie aber arbeitete sie für einen und denselben Meister längere Zeit, aus Furcht, endlich trotz der Bekleidung doch erkannt zu werden.

Zu den auf diese Weise bevorzugten Webern gehörte auch ein blutarmer Einwohner Eisenbergs, Namens Andreas Langenbach. Die Unterstube des kleinen Häuschens füllten fast zu zwei Dritteln die beiden Webstühle aus, welche an der Fensterseite aufgeschlagen waren, der übrige Raum ward von dem gewaltigen Kachelofen, um welchen eine Holz-



Zu der Weihnachtsgeschichte: „Am Spinnrade“. Originalzeichnung von Gustav Bartsch.



Der Kripperlmarkt in München. Originalzeichnung von G. Franz. (S. 222.)

bank lief, einem großen Tisch, ein paar Stühlen und einer Wiege eingenommen, so daß man sich nur mit Mühe in dem Zimmer zu bewegen vermochte. An dem einen der Webstühle saß Meister Langenbach und schlang emsig den Schneller, der den Schützen in Bewegung setzt, in welchem sich die Spule mit dem aufgewickelten Garn befindet; am Spulrade saß die älteste Tochter, ein neunjähriges Mädchen, und ließ den Faden durch die kleinen Finger auf die hölzerne Spindel gleiten, während die Rechte das Rad drehte; auf der Ofenbank aber hockten vier andere Kinder und erzählten sich von dem heiligen Christ, der nun bald kommen und den Tannenbaum anzünden werde, denn es war im Monat Dezember. Die Kleinen sprachen leise, damit sie der Knecht Ruprecht, welcher vielleicht gerade draußen vorüberging, nicht hören solle; denn eben jetzt schimmerte durch die geschlossenen Fensterläden das Licht einer Laterne und deutlich hörte man die Schritte auf dem hartgefrorenen Boden verhallen. Freilich hätten sie getrost lauter sprechen können, denn der Lärm des Webstuhles übertönte jedes nicht mit besonderer Kraft gesprochene Wort. Das jüngste und sechste Kind aber, welches kaum wenige Monate alt sein konnte, schlief trotz des Geräusches in der Wiege ruhig weiter; nur wenn es sich regte und wendete, eilte eins der Geschwister herbei, um die Wiege in Bewegung zu setzen und dadurch den entfallenden Schlaf festzuhalten.

Eine düstere, flackernde Dellampe brannte am Webstuhle des Vaters, während der andere Webstuhl leer und finster war. Hier arbeitete tagüber die Frau des Meisters, denn die armen Weber sind selten in der Lage, einen Gefellen halten zu können; dafür müssen die Weiber und Kinder mit zugreifen, um die Familie vor dem Verhungern zu schützen. Und nicht selten sind die Frauen fleißiger und zuverlässiger wie der beste Gehilfe und es ist ein Glück für diese armen Menschen, daß das Weberhandwerk der Frau ermöglicht, das große Brot mit verdienen zu helfen.

Jetzt aber saß Frau Langenbach nicht hinter dem Webstuhl, sondern machte sich am Ofen mit der Zubereitung des Nachtessens zu schaffen, das freilich nur aus in Wasser gekochter Grütze und Schwarzbrot bestand. Mehr gab es nicht her, denn der Kaufmann, für welchen Langenbach arbeitete, drückte die Meister bei Ablieferung der fertigen Stücke bis aufs Blut und nie zahlte er den Lohn aus, ohne Abzüge für angebliche Fehler und Mängel in der Ware gemacht zu haben.

Die Familie saß um die dampfende Schüssel und den Kindern schmeckte es vortrefflich; Meister Langenbach aber legte sehr bald den Löffel weg und schaute mit sorgenschweren Blicken vor sich hin, mechanisch von Zeit zu Zeit von dem Stücke Brot, das vor ihm lag, einen Bissen abbrechend und dem Munde zuführend. Teilnehmend ruhte das Auge seiner Frau auf dem Gatten, aber sie wagte in Gegenwart der Kinder nicht zu fragen, denn daß es keine freudigen Nachrichten sein würden, die er ihr mitzuteilen hatte, wußte sie leider nur zu gut.

Da klopfte es an die Thür und auf das „Herein“ betrat eine Frau das Zimmer, deren ärmlicher Anzug verriet, daß sie den Kampf ums Dasein kämpfte. Sie war für die strenge Jahreszeit sehr leicht gekleidet, nur ein dickes, wollenes Tuch, dessen Farbe durch das Alter und den vielen Gebrauch in ein unbestimmtes Grau übergegangen war, hüllte Kopf und Oberkörper ein und schützte einigermaßen vor Sturm und Kälte. Unter dem Arme trug sie ein Bündel, das sie nach ihrem Eintritt neben sich auf die Diele legte.

Die Frau wünschte guten Abend und eine gesegnete Mahlzeit; freundlich dankend wurde der Gruß erwidert.

„Seht Euch einsteilen hier auf die Ofenbank, Frau Werner, und wärmt Euch aus,“ sagte der Meister, indem er aufstand und ihr das Bündel abnahm; „es ist heute empfindlich kalt und Ihr habt einen weiten Weg bis zu mir. Eure Laterne könnt Ihr einsteilen auslöschen, das Del ist wieder teurer geworden.“

Die Frau folgte der Einladung, denn sie schien in der That zu frieren. Meister Langenbach aber löste das Tuch, welches das Bündel umschloß, und eine Anzahl Strähne sauber gesponnenen Garnes kam zum Vorschein.

Unterdessen hatten die Kinder ihr Abendbrot verzehrt und suchten nun in der anstößenden Kammer ihr Lager auf. Die Kleineren nahen die Mutter auf den Arm und brachte sie selbst ins Bett; bald darauf erschien sie wieder, man hörte, wie die Kinder ihr Abendgebet sprachen, dann sich noch eine kurze Zeit leise unterhielten, zuweilen hell auslachten und endlich allgemach ruhig wurden; der Schlaf umfing eins nach dem andern mit seinen weichen Armen.

„Ihr habt diesmal längere Zeit gebraucht als sonst,“ sagte Meister Langenbach, nachdem er die Garne sorgfältig geprüft und für tadellos befunden hatte, „ich habe Euch schon früher erwartet.“

„Wenn man in die Jahre kommt, geht es einem nicht mehr so von der Hand wie in der Jugend,“ versetzte die Frau. „Dazu werden die Augen schwächer und die langen Winterabende zwingen zur Lichtarbeit, die mir mitunter recht schwer wird.“

„Ja, das liebe Alter!“ stimmte der Meister mit einem Seufzer bei, „wenn nur das nicht wäre. Mit Schrecken denke ich an die Zeit, wo ich nicht mehr im Stande sein werde, so viel zu verdienen, wie wir bei unserer starken Familie brauchen; die Kinder sind noch klein, aber das Alter wartet nicht, und zu einem Notpfennig wurde bei dem Hungerlohn auch noch nicht Rat.“

„Gewiß, es ist heutzutage nicht leicht, mit Ehren zu bestehen,“ nickte Frau Werner, „zumal wenn man für so viele kleine und große Eßer zu sorgen hat. Aber wenn man nur gesund bleibt und nicht mit Not und Mißgeschick zu kämpfen hat, behält man auch die Lust zur Arbeit!“

Langenbach schaute der Sprecherin scharf ins Antlitz; sie hatte selbst Mangel zu leiden und versuchte es doch, ihm Trost zuzusprechen. Dann schritt er zu dem Wandschränken, das in eine Mauernische eingefügt war, und entnahm demselben ein kleines irdenes Näpfchen, dessen geringen Geldinhalt er in die Hand schüttete und zählte.

„Ihr habt gewiß auch manche trübe Erfahrung im Leben gemacht?“ fragte die Gattin des Webers, während sie den Eßtisch abräumte und mit der Schürze säubernd über die Platte fuhr.

„Gewiß, liebe Frau Meisterin,“ entgegnete die arme Frau, „wenn wären die auch erspart geblieben! Aber ich habe den Mut nicht verloren, und so bin ich mit Gottes Hilfe noch immer mit meinem Lose zufrieden gewesen.“

Wieder wandte sich der Mann der Alten zu und in seinem Blicke lag ein Gemisch von Vorwurf und Mitleid.

„Wer mit seinem Los zufrieden sein kann, der weiß nicht, was Not und Sorgen sind,“ rief er ziemlich heftig der Frau zu. „Wenn aber bei allem Fleiße Tag und Nacht der Verdienst immer geringer wird, wenn sich keine Aussicht bietet, ein wenig vorwärts zu kommen, vielmehr der Ruin immer näher rückt, dann mag der Teufel den Mut nicht verlieren!“

„Um Gottes willen, Andreas, was ist geschehen, daß Du so alle Hoffnung aufgibst?“ fragte die Frau des Meisters angstvoll, indem sie ihre Hand auf den Arm ihres Mannes legte.

„Was geschehen ist? Bis jetzt nichts, aber es wird etwas geschehen, darauf kannst Du Dich verlassen!“ antwortete Langenbach in rauhem Tone. „In wenigen Wochen ist Neujahr, wo die Zinsen des Kapitals fällig sind, das auf unserem Häuschen ruht, und ich habe noch keinen Pfennig dazu, weiß auch nicht, wo ich einen solchen hernehmen soll.“

„Der Mann wird in Anbetracht des so schlechten Geschäftsganges und des strengen Winters, der doppelte Ausgaben für Heizung und Licht erfordert, doch gewiß Nachsicht haben, zumal wenn er sieht, daß nicht Böswilligkeit die Ursache der Verzögerung ist,“ warf Frau Werner ein.

Ein kurzes, erregtes Lachen klang von Langenbachs Mund.

„Nachsicht sagt Ihr?“ gab er mit lauter Stimme zurück; „da kennt Ihr die Menschen schlecht. Und namentlich mein Gläubiger hat dieses Wort noch nicht über seine Lippen gebracht, weil er selbst die Not nicht kennt. Wenn der Monat um ist, streicht er seinen Gehalt ein, und wenn das Jahr zu Ende geht, hat er so und so viel zurückgelegt. Was weiß der von Not und Sorgen!“

„Der Mann ist also Beamter?“ forschte jene.

„Freilich! Kennt Ihr nicht den herzoglichen Rentmeister Streller?“ versetzte der Meister. „Der ist der Darleiber, und daß von diesem keine Milde zu erwarten ist, weiß die ganze Stadt.“

„Was kann er uns denn thun?“ fragte das Weib des Webers schüchtern, aus Furcht, ihren Mann noch mehr zu erregen.

„Das ist freilich wenig genug!“ brachte der Gefragte mühsam hervor, „er wird uns zum Hause hinausjagen, uns auf die Straße werfen und das Häuschen, das Erbe meines Vaters, in welchem ich meine Jugend verlebte und unsere Kinder das Licht der Welt erblickten, als sein Eigentum erklären. Wir aber mögen dann sehen, wo wir ein Unterkommen finden, wir können uns wie die Elendigen Schneehütten bauen oder unter freiem Himmel die Glieder erfrieren, wenn uns nicht das Armenhaus mitleidig eine Zuflucht gewährt.“

Hastig, erregt stieß der Meister diese Worte hervor und deutlich war der innere Groll daraus zu entnehmen, der den Mann bewegte. Seine Frau aber schlug beide Hände vor das Gesicht und zwischen den Fingern bahnte sich der Thränenstrom, der ihren Augen entquoll, einen Weg.

„Wollt Ihr mir wieder einen Koden Flachs mitgeben, Meister Langenbach?“ fragte die Spinnerin sich erbebend und mit einem Spänchen, das am Boden lag, ihre Laterne anzündend.

Der Gefragte holte das Verlangte aus einem Korbe hervor, der unter seinem Webstuhl stand, und gab es der Frau. Dann zählte er in kleiner Münze den Lohn auf den Tisch, den sie für das gesponnene Garn zu fordern hatte.

Die Hand der Alten zitterte, als sie die wenigen Groschen einstrich, und sie hatte wohl bemerkt, daß fast nichts in dem Näpfchen, welches augencheinlich die Kasse bildete, zurückblieb. Aber sie mußte das Geld nehmen, war sie doch selbst so arm. Während sie sich in das Tuch einhüllte, trat die Frau des Webers an diesen heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr; der Mann nickte zustimmend, und jene nahm das Brot aus dem Wandschrank und schnitt ein großes Stück ab.

„Da, nehmt das mit!“ sagte sie, das Brot in das Bündel mit dem Flachs schiebend, „für Euch reicht das mehrere Tage und Ihr könnt Euch für das Geld, das Ihr dadurch spart, eine kleine Stärkung kaufen.“

Frau Werner faßte hastig nach dem Brote, um es zurückzugeben, aber Langenbach legte die Hand auf ihren Arm.

„Ihr könnt das ruhig nehmen, es soll kein Almosen sein,“ meinte er, „aber Ihr seid ärmer als wir und da hilft

auch ein geschenkter Bissen Brot haushalten. Wenn Ihr das Garn fertig habt, bringt es mir nur, ich werde darauf halten, daß Ihr auch weiter für mich zu spinnen habt, trotz der schlechten Zeiten, und lieber andere ablohn, die es weniger nötig brauchen als Ihr.“

Er reichte der Frau seine Hand, die diese gerührt ergriff und dankbar drückte. Dann sagte sie auch der Meisterin gute Nacht und schritt in den finsternen, kalten Winterabend hinaus.

„Bringe mir doch meine Lampe in Ordnung und gieße reichlich Del auf, Renate,“ wandte sich der Weber an seine Frau, „ich muß die Nacht durcharbeiten, damit wieder ein paar Groschen Geld ins Haus kommen, die hungrigen Schnäbel unseres kleinen Volkes zu befriedigen.“

Wenige Minuten später klang wieder das eintönige Geräusch durch die Stube, welches die den Schützen hin- und herreibenden Schnelladen des Webstuhles verursachten.

(Schluß folgt.)

Kripperlmarkt in München.

(Bild S. 221.)

Um die älteste Pfarrkirche zu St. Peter, deren ernster Chor als düster imposante Masse unser Bild nach oben abschließt und zu Füßen des gleichnamigen „Berges“, an den sich mit seinen pittoresken Anbauten, Erkern, Giebeln und schlangelbehemten Turme das alte Rathaus lagert, entfaltet sich fast zu allen hohen Festen des Kirchenjahres, namentlich aber mitten im kalten Winter, in der letzten Adventswoche bis in die spätesten Abendsstunden hinein eine wogende Fülle fröhlichen Lebens und Treibens. Hier hat, während die Buden mit den gewöhnlichen Spielwaren draußen unter den Alleen der Sonnenstraße in langen Reihen hinziehen, der eigentliche Christmarkt mit seinen direkt auf das Fest bezüglichen, durch die Jahrhunderte ehrwürdig gewordenen Sitten und Emblemen sich niedergelassen. Schon seine Eröffnung bedeutet für jung und alt die Erhellung der Pforten des Paradieses, sei es das freudige Erwarten oder seligwehmütiger Erinnerung. Zumal das entzückte Kinderauge schwebt in dem Meere von Licht, das aus den Schaubuden heraus sich in die dunkle Winternacht ergießt, und beim Mitempfinden dieser Freude werden auch die Alten wieder zu glücklichen Kindern, denen das Himmelreich verhießen ist und dessen Ankunft ja sichtlich nahe ist. Denn hier stehen zu Wäldern aufgeschüßt die Weihnachtsbäume, hier sind aus Moos, Holz und bemalter Pappe die „Kripperl“ aufgestellt, welche in landschaftlicher und figürlicher Darstellung die Geburt des Heilandes vergegenwärtigen, deren Mittelpunkt in mehr oder minder Ausführlichkeit die Grotte mit Josef, Maria und dem göttlichen Kinde zeigt, wobei Ochs und Esel nicht fehlen dürfen. Im Vordergrund lagern mit ihren Herden die frommen Hirten, welchen der von Gold schimmernde Engel die frohe Botschaft bringt, und über dem Ganzen schwebt der mystische Stern, der nicht bloß einst die Weisen des Morgenlandes, sondern in dieser Woche alle Völker nach Bethleem führt. Und wer zählt und schildert die abertausend Dinge, welche in Spiel und Ernst im Glanze dieses Festes ihren unaussprechlichen Zauber ausüben! Wenn der Reiche sich und den Seinen in diesen Zeiten keinen Wunsch zu verlagern braucht und keine Diener mit schweren Paketen zur Behausung senden laßt, so begnügt sich der Arme mit dem Ankauf eines Baumchens, wenn auch nur von wenigen Zweigen, von dem ein paar kleine Lichter ebensoviel Freude in seiner Kammer beleuchten, als der vielästige Stamm mit hunderten von Wachskerzen an die hohen Wände des Prunkpalastes ausstrahlt. Von Tag zu Tag steigert sich mit der bange freudigen Hoffnung auch der Besuch des Kripperlmarktes, der in München sich noch heut ein gut Stück alter Herrlichkeit und echter Poesie bewahrt — bis endlich unter Orgelton und Glodenklang jener gnadenvolle heilige Abend hereinbricht, und im Hause nun das Licht des Christbaums entflammt, welches unserer Erde das Symbol und die Bäckigkeit himmlischer Freude und seligen Frühlings bedeutet.



Wie man in Afrika grüht.

So wenig man sich früher um Afrika und seine schwarzen Bewohner kümmerte, so groß ist jetzt durch die neueren Entdeckungstreffen und Gebietserwerbungen das Interesse an diesem Teil der Welt geworden. Das gesellschaftliche Leben der Eingeborenen des dunklen Weltteils ist natürlich von dem der zivilisierten Völker sehr verschieden. Die Begräbnisform z. B. ist den wunderlichsten Gebräuchen unterworfen. Im allgemeinen ist man in Afrika beim Gräben sehr gemächlich. So geht sich der in ein Haus Eintretende bei den Taunegern — die, nebenbei gesagt, wegen ihrer Vorliebe für Menschenfleisch berüchtigt sind — zur Begräbnisfeier seiner Angehörigen, Freunde und Bekannten nach einander auf die Kniee jedes derselben, wobei er dann geliebt und umarmt wird. Ist diese Zeremonie recht ergötzlich anzusehen, so ist die Manier noch viel komischer, mit welcher viele eingeborene Stämme im Innern der Person, die sie begräben wollen, hinkend entgegenkommen. Wenn bei den Wagnahnegern jemand in einer sitzenden Gesellschaft erscheint, so nimmt der Neuzugewommene zum Zeichen des Grußes etwas Sand oder Erde in seine rechte Hand, thut davon ein wenig in die linke, reißt dann mit der geschlossenen linken Hand über dem rechten Ellenbogen und dann seine rechte Seite, während die rechte Hand das Gleiche

an der linken Seite des Körpers vornimmt. Hierbei werden schnell hintereinander Begrüßungsformeln gesprochen. Viele westafrikanische Regier blafen einander als Gruß ins Gesicht und bei den Oshur spuckt man sich mit der größten Feierlichkeit in Gesicht und Hände. Stanley erzählt dies von einem zu Uferseite wohnenden Negerfürsten, und der unvergeßliche Livingstone beschreibt die Begrüßung bei den Batolonegern folgendermaßen: „Sie werfen sich auf den Rücken zur Erde und klopfen sich, während sie hin und her rollen, gegen die Rücken der Schenkel, um so ihre Freude auszudrücken.“ Die Tibbus brauchen für ihr Niederknien, ihr Fragen und Antworten fast eine Stunde; ebenso weiltäufig sind die Herero und andere afrikanische Stämme. Die Vambara im nordwestlichen Afrika schreien beim Grüßen so durchdringend, daß ein Taubstummer es hören müßte, und schwenken dabei mit Händen und Armen in der Luft umher, ohne so bald müde zu werden. Ueberhaupt ist ein Höllenlärm und Verrennen der Gliedmaßen an der Tagesordnung. Kehrt eine Karawane in die Heimat zurück, so bereitet man sich, dieselbe mit Trommelgeschlag, Paukenschlägen, Gewehrknallen und Freudenerschreien zu empfangen. Die Zurückkehrenden sind hierbei auch nicht müde, so daß die ganze Gesellschaft sich wie ein Hausen Rasender gebärdet. Der junge Afrikanische Thomson erzählt von einem derartigen Empfang, der ihm in einem Negerdorf bereitet wurde, folgendes: „Niemand wußte etwas von meiner Ankunft. Sobald man uns jedoch bemerkte, verbreitete sich die Neugier wie ein Lauffeuer. Die durch Jubelschlag war ich umringt von einer Schar, die fast toll vor Fröhlichkeit zu sein schien; sie schrien und tanzten wie Wahnsinnige und schüttelten mir derart die Hand, daß mein Arm beinahe aus dem Gelenk zu springen drohte. Sie hängten sich an mich und kamen von allen Seiten angelaufen, um ihre Gewehre abzuschleichen. Die Zartfühlendsten unter ihnen weinten wie Kinder; mir war es eine Erleichterung, ihrem Vorbild folgen zu dürfen, da lebhaftes Schmerzgefühl meine Augen feucht machte.“ So etwas kann allerdings nur in Afrika vorkommen. Viele Afrikaner sind einfacher in der Art zu grüßen, wie z. B. die Kaffern. Bei ihnen ist es gebräuchlich, daß der Kommende sich einen auffälligen Platz wählt, sich dort niederläßt und der Begrüßung harret. Erst macht diese der Gastgeber, und der Gast beantwortet den Gruß, nimmt aber beim Fortgehen keinen Abschied. Der gewöhnliche Gruß lautet: „Bok neta“, was ungefähr heißt: „Friede sei mit Dir.“ Dreimal wird derselbe, unter verbindlichen Händeklatschen, wiederholt. Der Fremde hat daselbe zu thun, widrigenfalls er als Feind betrachtet wird. Als die französische Gesandtschaft in die Hauptstadt Dahomey einzog, wurden Kanonenschüsse gelöst, und alle Regier warfen sich zur Erde, als der König mit seinem Gefolge erschien. Darauf nahm dieser auf seinem Thron unter einem riesigen Sonnenschirm Platz. Die Fremdlinge näherten sich ihm mit dem Hute in der Hand; er stand auf, kam ihnen einige Schritte entgegen, schüttelte allen die Hand und bedeutete sie, auf den Sesseln Platz zu nehmen. Dann erst erhoben sich alle Hochwürdensträger aus dem Staube und harrten kniend der kommenden Dinge. Der königlichen Familie wird in diesem despotischen Regierstaate die ehrerbietigste Huldigung dargebracht; jeder Regier, der bei einem ihrer Mitglieder vorbeikommt, muß sich auf die Erde werfen und sein Haupt mit Sand bestreuen. In einigen Gegenden Afrikas ist es eine große Ehrenbezeugung, jemandem den Rücken zuzuklopfen, und am oberen Riß halten die Eingeborenen den weitgeöffneten und mit der flachen Hand bedeckten Mund für einen sehr ehrerbietigen Gruß. Da viele afrikanische Volksstämme den Glauben haben, daß die gestorbenen Häuptlinge sich nach ihrem Tode in Raubtiere verwandeln, so werden von ihnen Löwen und Tiger gezähmt, indem man bei ihrem Anblick in die Hände klatscht. Sehr lustig ist die Huldigung, welche man einem neu gemählten Könige bei den Njongwes angedeihen läßt. Njongoni ging einst früh morgens am Strande spazieren; er ahnte nichts von seiner bevorstehenden Erhöhung, oder wußte doch wenigstens vortrefflich Unkenntnis zu heucheln. Da wird er plötzlich von einem rasenden und lärmenden Volksheer umringt; es waren seine geliebten Stammesgenossen und Freunde, und alt und jung begann auf ihn loszuschlagen, ihn zu stoßen und mit Füßen zu treten. Diejenigen, welche zu weit entfernt standen, um handgreiflich gegen ihn vorzugehen, spuckten auf ihn, und überschütteten ihn mit einer Flut von Scheltworten; sie verfluchten und verfluchten nicht nur ihn, sondern auch seine Mutter, seinen Vater und seine Großeltern. Dazwischen schrie man ihm zu: „Jetzt können wir dich noch beschimpfen und schlagen, jetzt können wir noch thun, was wir wollen; jetzt bist du noch unseresgleichen und nicht unser König. Später müssen wir nach Deiner Weisheit tanzen.“ Njongoni fühlte so noch eine halbe Stunde lang zum letztenmale recht deutlich, wie es einem Unterthan zu Mute ist. Er wurde inzwischen in die Wohnung des verstorbenen Königs gesteckt. Plötzlich trat eine Pause ein und feierliche Stille herrschte unter dem Volke. Alle riesen dann mit kräftiger Stimme: „Wir wählen dich, Njongoni, feierlich zu unserem König. Volk von Njongwe, sieh hier Deinen neuen Herrscher!“ Ein Staatsdiener brachte den Seidenhut des verstorbenen Monarchen und setzte denselben Njongoni aufs Haupt. „Lang lebe der neue König!“ schrie und lärmte jetzt die Menge. Acht Tage lang schwelgte, tanzte und sang das Volk, und setzte dem geliebten Haupt innerlich mit Küssen, bis der Rum alle war und Volk und Fürst todkrank schienen. Man sieht, daß es auf dem schwarzen Erdteil noch recht afrikanisch zugeht, und es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis derartige afrikanische Sitten und Gewohnheiten zivilisierten Gebräuchen Platz machen.

Die Telegraphenfeinde in Brasilien.

Geschichtliche Mitteilungen werden über die fast ganz im Bereich der Tropen befindlichen brasilianischen Staats-Telegraphen gemacht, deren Linie etwa 1400 Kilometer lang ist. Von den Schwierigkeiten, die sich dem Bau und der Erhaltung solcher Trace entgegenstellen, hat man in Europa keine Vorstellung. Für einen bedeutenden Teil der Telegraphenlinie haben erst Wege im Urwald hergestellt, meilenlange Sümpfe, anschwellende Flüsse und Meeresarme überspannt werden müssen. In der tropischen Dampfatmosphäre faulen die hölzernen Stämme und rosten die Drähte, oder infolge von heftigen bis achtmonatlichen Dürren zerplatzen die Stangen. Die plötzliche Abkühlung der Luft bei Sonnen-

untergang verursacht oft Reizen der Leitungsdrähte und Zerspringen der Porzellanisolatoren. Trotz aller Anstrengung der Linienaufseher überwindet die tropische Vegetation die Leitungen. Die Tierwelt stellt gegen die Telegraphen ein ganzes Heer erklärter, unerbittlicher Feinde: Marter, Hyraxe, die Sippe der Stinktiere, die Biscachos und die Gürteltiere unterminieren die Pfosten, so daß diese umfallen, wenn nicht rechtzeitig Hilfe geschafft wird; die zahlreichen Affenarten sind stets bereit, Verwirrung und Verschlingungen unter die Leitungsdrähte zu bringen. Die Belästigungen der Linien durch die Vögel sind doppelter Art. Gewisse Vögel bauen mit ganz besonderer Vorliebe ihre Wohnungen auf der Spitze der Telegraphenstangen und umhüllen dieselbe in wunderbarer Geschwindigkeit mit feuchter, dem Erdboden entnommener Thonerde, oder mit Federn, die aus Stöcken, Gras und Federn zusammengebaut sind. Sehr oft werden hierbei nicht nur die Stangenippen, sondern auch die Isolatoren und Drähte mit eingehüllt, wodurch letztere, wenigstens bei feuchter Witterung, in gegenseitigen Kontakt gebracht werden. Eine andere Art, in welcher Vögel störend einwirken, besteht darin, daß ganze Schwärme gleich nach Sonnenuntergang oder kurz vor Sonnenaufgang herumziehen. Sie fliegen hierbei oft, da die Leitungsdrähte der Dämmerung wegen kaum sichtbar sind, gegen dieselben an, geraten dabei zwischen die Drähte, die dann verwickelt oder gar gebrochen werden, wobei allerdings auch die Angreifer sehr oft zu Schaden kommen. Auch die in Brasilien in so enormen Massen auftretenden Insekten sind gefährliche Feinde der Telegraphenlinien. Zu ersteren gehören besonders Bienen, Wespen, Hornissen und Ameisen. Viele Wespenarten bauen ihre Wohnungen innerhalb und außerhalb der Isolatoren in ähnlicher Weise, wie die europäischen Hauswaben ihr Nest an der Außenseite eines Hauses anheften. Sehr ausdauernde Zerstörer der Telegraphenlinien sind die Ameisen und Termiten. Myriadenweise dringen sie zur Zeit des Schwärmens von einem Orte zum andern und überdecken oft ganze Ländersätze mit ihren bis zu 5 Meter hohen Erdbauten. Diese Nester sind durch bedeckte Wege oder Thonröhren, die einen Durchmesser bis zu 30 Centimeter erreichen, mit anderen benachbarten Nestern und Bäumen verbunden. Wo sich Telegraphenstangen befinden, werden diese Thonröhren auch an diesen emporgeführt und überdecken dann die Pfosten und Isolatoren mit rundlichen Thonkuppeln, die einen Durchmesser bis zu 1 Meter annehmen können. Je älter diese Nester werden, desto fester sind sie, derart, daß zuweilen zur Art gegriffen werden muß, um sie loszutrennen. Unter einigen hundert verschiedenen Arten von Spinnen gibt es eine große schwarze Kreuzspinne mit rubinroten Flecken auf dem Rücken, die zu größeren Mengen gesellig ihre Netze ausspannen. Die gemeinsamen, wie Schnüre starken Verbindungsfäden der Netze bedecken die Telegraphendrähte oft vollständig und leiten bei Regen oder Tauwetter die Elektrizität ab. Die gefährlichsten Zerstörungen der brasilianischen Telegraphenlinien werden jedoch durch die tropischen Gewitter hervorgerufen. Die elektrischen Spannungen und Entladungen sind öfter so intensiv, daß Isolatoren, Drähte und Pfosten zersprengt werden, trotzdem zum Bau der Linien das beste Material verwendet wird.

Beerenweine.

Während im südwestlichen Deutschland Wein den allgemeinen Geist und Gemüt erfrischenden Hausrunkel selbst des Tagelöhners bildet, gilt derselbe in den übrigen Teilen unseres Vaterlandes, begründet allein in der durch den vielfachen Zwischenhandel und durch herkömmlichen Gasthaus- und Weinstubenbrauch, für ein Getränk höherer Art, das in erster Linie nur für Wohlhabende vorhanden ist, der Kinderbegüterung günstigenfalls nur ausnahmsweise sich bei festlichen Gelegenheiten verhalten kann, während derselbe sich verurteilt sieht, in oft beschwerlichem Bier oder verderblichem Brantwein vergebens die bedürftige Erfrischung zu suchen. Diefem Vorurteil, dieser mißbräuchlichen Gepflogenheit entgegenzuwirken, erscheint nichts geeigneter, als die in neuerer Zeit mit ebensoviel Eifer wie Erfolg betriebene Bereitung von Obst-, insbesondere von Beerenweinen. Wer nur ein kleines Städtchen Land besitzt, auf dem er einige Stachelbeer- oder Johannisbeersträucher zieht, oder wer in der Nähe beerenreicher Wälder wohnt, der kann seinen Wein sich selber bereiten, oder bei größerem Fruchtsertrag daraus auch sich eine Einnahmequelle schaffen. Welche Fortschritte in der bezeichneten Richtung gemacht worden sind, das zeigte eine jüngst in Waldshut (Baden) abgehaltene Beerenweinausstellung, die von 70 Ausstellern mit 185 Weinproben besetzt war. Von diesen wurden von den Preisrichtern 74 Proben für gut erklärt, 5 Proben je mit einem ersten Preise ausgezeichnet. Bezüglich der einzelnen Sorten gestaltete sich das Verhältniß zwischen ausgezeichneten und für gut befundenen Proben wie folgt:

Sorte	ausgestellte Proben	davon gut = Prozent
Johannisbeerwein	88	44
Stachelbeerwein	25	8
Heidelbeerwein	49	17
Erdbeerenwein	7	2
Brombeerwein	6	—
Himbeerwein	2	—
Schamwein	3	3
Sonstige	5	—

Von den 74 für gut erklärten Proben waren 34 nach Reckers Vorschrift, die übrigen nach verschiedenen anderen hergestellt. Diese Vorschrift ist für den Hausrunkel (mit 5/10 Raumprozent Weingeist) folgende:

Zu 11 Kilogramm Früchten oder 10 Liter Saft nimmt man bei Johannisbeeren 30 Liter Wasser und 5—6 1/2 kg. Gutzucker

Stachelbeeren	18	3 1/4—4 1/4
Heidelbeeren	24	4 1/4—5 1/4
Himbeeren	18	3 1/4—4 1/4
Erdbeeren	8	2—2 1/4
Brombeeren	0	1—1 1/2

Will man stärkeren Wein machen, so bleibt der Wasserzusatz gleich, dagegen nimmt man bis zur doppelten Menge Zucker. Auch aus getrockneten Heidelbeeren kann man zu jeder Zeit Wein bereiten. Auf 1 Kilogramm ganz trockene Beeren kommen 21 Liter Wasser und 2 1/2—3 1/4 Kilogramm Zucker. Den getrockneten Beeren wird das Wasser in warmem Zustande nach und nach zugefügt und jeweils tüchtig umgerührt. Damit solche Weine leichter vergären, kann man ihnen statt eines Teiles des Zuckers auch getrocknete Weinbeeren (Kosinen, Jibebe, Korinthen) zusetzen. 3 Kilogramm gute Weinbeeren können 2 Kilogramm Zucker ersetzen. Man nimmt

zum Beispiel 1 Kilogramm getrocknete Heidelbeeren, 2 Kilogramm Weinbeeren, 21 Liter Wasser und 1 1/2—2 Kilogramm Zucker. Letztere Zusammenlegung gibt einen sehr guten Hausrunkel. Es ist gut, die getrockneten Weinbeeren vor der Verwendung mit kaltem Wasser tüchtig abzuwaschen, damit etwaige Unreinigkeit entfernt werde, ohne daß vom Gehalte der Beeren etwas verloren geht. Beim Einlauf von Korinthen ist Vorsicht nötig, weil vielfach die ausgelagerten Beeren von den Händlern um einen geringen Preis wieder zurückgekauft werden und dann verunreinigt zur Verfälschung der guten Ware dienen. Bei Bereitung von Weinen aus frischen Früchten ist es nur selten nötig, die Früchte auszupressen. Man treibt die Früchte durch ein starkes, vergärtes Trahtsieb, so daß keine Beere ganz bleibt. Bei Heidelbeeren schüttet man ohne weiteres das Zuckerwasser an die Masse und bringt dieselbe zur Vergärung in das Faß. Nach vollendeter Hauptgärung (etwa drei bis vier Wochen) läßt man den Wein zum erstenmale ab und kann dann die Trester zum Brennen verwenden. Bei Johannis- und Stachelbeeren werden die zerdrückten Beeren mit Wasser ausgelaut. Man schüttet jeweils an die zerdrückten Beeren eine kleine Menge Wasser, rührt um und läßt den Saft ablaufen. Damit fährt man so lange fort, bis nur noch die leeren Häute und Kerne vorhanden sind. Den letzten Rest des Wassers macht man warm, löst den nötigen Zucker darin auf und schüttet das Zuckerwasser zu dem gewonnenen Saft in das Faß zur Gärung. Auch in diesem Falle soll das erste Ablassen sogleich nach beendeter Hauptgärung (etwa drei bis vier Wochen) stattfinden. Vergärt ein Beerenobstwein zu langsam, so bringt man ihn in die Wärme und sucht die Gärung durch Zusatz einer kleinen Menge des Bodensatzes (Hefe) von neuem Wein (Säuer) zu beschleunigen. Besonders wichtig ist die Anwendung guter Gärköhren, welche die Luft sicher absperrten und zugleich auch als Rohrschütter bei angeflochtenen Fässern dienen können.

Aus dem Hohenzollernmuseum.

Wie reichhaltig die große königliche Rüstungskammer zur Regierungzeit des Königs Friedrich Wilhelm I. gewesen ist und welche historischen Erinnerungszeichen und Schätze sie enthielt, darüber gibt ein im Hohenzollernmuseum aufbewahrtes Originalverzeichnis aus dem vorigen Jahrhundert einen interessanten Aufschluß. So führt das Inventarium u. a. die Siegeszeichen an und beschreibt sehr eingehend 104 Fahnen und 67 Standarten, darunter: schwedische, romanische, türkische und französische; Trophäen aus der Schlacht bei Hohenlinden, die in der Stadt Wollin und bei der Altsiedel Stettin erobert wurden, solche aus der Aktion bei Piacenza und aus der Uebergabe von Susa, 8. Oktober 1707 u. f. m. Zwei Fahnen, deren Beschreibung ein besonderes Interesse bietet, seien hier angeführt. Sie sind von ausgebleichter Leinwand angefertigt und mit dem Rautenkreuz versehen. Auf der einen ist eine in den Wolken an Ketten hängende Festung abgebildet, über welcher das Stralsunder Wappen steht und die Ueberschrift: „Non invicta Deo.“ Die zweite zeigt einen in der Luft schwebenden schwarzen Adler und Aufschrift: „Parta scitula eritviti“ — vielleicht zu lesen: „Non invicta Deo — parta scit alacriter uti.“ („Gott nicht verhasst, weiß sie — Stralsund — das Erworbene mutig zu gebrauchen.“) Zu diesen Fahnen gibt das Verzeichnis folgende Angaben: „Dieselben sind von der Stadt Stralsund zum Andenken des Kaylers General Wallensteins, Fürsten von Friedland gemahlet, welcher Anno 1627 solche vergeblich belagert, da er sich doch Verlauten lassen, er wolle die Stadt Stralsund einnehmen, wenn solche auch mit Ketten am Himmel hänge.“ Nachgehends sind diese Fahnen bei Eroberung mehrerer Städte Stralsund 1678 an Er. Churfürstlichen Durchlaucht Friedrich Wilhelm dem Großen Praesentiert.“ Auch über die Trachten jener Zeit gibt, der „R. Pr. 3.“ zufolge, das Verzeichnis einigen Aufschluß und beschreibt neben Anzügen für das Balletpersonal auch die Hoftrachten. „Ein Türkischer Caffa oder Oberrock bestand aus Floret Seide, der Grund war weiß mit Orange-Blumen gewirkt und mit feiner gelber Leinwand gefüttert. Diese Tracht gab der Türkische Kayler an die Cavalier, wenn der Königlich Kayserliche Postkammer bey der Ottomanischen Pforte Audienz hatte.“ Der Rock, welchen der Hofrath Glaubert als Herold bei Publication des Friedens am 12. Januar 1746 trug, bestand aus dunkelblauem Sammet, war mit einer breiten goldenen Tresse und Fransen besetzt und enthielt auf beiden Schultern kleine, aus Brust und Rücken, in einem aus Silber gestickten Schild, große schwarze Adler; dazu Schürze oder Umhängel von gleichem Sammet mit goldener Tresse, und ein Hut von schwarzem Sammet mit weißer Feder.“ Eine besonders reiz und kostbare Ausstattung hatten das Sattelsaumzeug und die Geschirre. Unter den vierzehn Turniersätteln zu den kriegerischen Kampfspielen befanden sich drei eiserne, dann folgen viele „Polnische, Tartarische und Frauenzimmer-Sattel“ mit dazu gehörigen prunkhaften Schabracken. Einem mit Sammet und kostbaren Stoffen beschlagenen türkischen Sattel, der mit 177 Türkisen, 122 roten und grünen Steinen besetzt war, entnahm General Graf von Dönhoff 5 Türkisen, so in Silber eingefasst und verguldet waren, als Geschenk für den Hof-Commediananten.“ Bei der Sparfamkeit des Königs Friedrich Wilhelm I. übertraf das Vorhandensein eines prachtvollen Pferdezeuges, welches überaus reich mit Goldsteinen ausgelegt war; daselbe enthielt an den Stirnriemen 53 große und kleine Diamanten, darüber befand sich eine Kette mit sieben dergleichen Steinen, 9 Ringe, auf jedem 4 Steine; 30 enthielten die sechs goldenen Schleifen, und an dem Lasenriemen auf einem kleinen Adler saßen fünf Diamanten. Auf 12 goldenen Kössen befand sich je ein großer Diamant. In dieser Weise fährt die Aufzählung der Edelsteine fort und verzeichnet in Summa 734 Diamanten. Von den zu den Galasfahrten benutzten Geschirren gehörten 6 davon, mit schweren goldenen Quasten versehen, zu der Königin Brautkutsche. „Von diesen Quasten, so an der Zahl 28 gewesen, sind 11 Stück bey Anwesenheit des Königs von Pohlen, Anno 1728 zu Charlottenburg des nachts gestohlen worden. Daß also anjeto nur noch 17 Quaste an die Geschirre und Hauptgeschirre befindlich. Und da Ihre Majestät aus sonderbarer Gnade solche 11 Quaste durch dero Leibkuchter Jacob Wernicke nicht haben restituiren lassen, auch allergnädigst befohlen, daß dierhalb nicht wieder angefragt werden soll.“ Mit dieser letzten Bemerkung bringt die im Jahre 1718 eingeführte Revisionssommision die fehlenden Gegenstände im Inventarverzeichnis in Abgang.



Schottisches Mädchen. Zeichnung von Alfred Ward.

Schottisches Mädchen.

England ist ausgezeichnet durch eine Fülle hübscher, frischer Mädchenercheinungen. Die englische Erziehung und Nahrungsweise hat einen wesentlichen Anteil an der Blüte des Frauengeschlechtes auf dem Inselreich; viel Bewegung und kräftige Nah-

rung, das sind die zwei Faktoren, welche so zauberhaft wirken. Vor allem fallen die schottischen Mädchen durch ihre Lebhaftigkeit, Schönheit und Jugendkraft auf, und in Schottland findet man diese Art des englischen Mädchenlebens ganz außerordentlich stark ausgesprochen. Dunkle Haare, blaue Augen, hohe, schöne Gestalt, ein oft scharf geschnittenes Gesicht oder eigentümlich rundlich aus-

geprägte Züge, das sind die Grundcharakterzüge der schottischen Mädchen, die natürlich auch viel variieren — vom dunklen spanischen Typus bis zum hellsten Nordlandsblond. Unsere schottische Schöne hat jene eigenartig rundlich-stumpfen Gesichtslinien und ist stark brünet.

Weihnacht diesseits und jenseits des Ozeans.

Illustrirt von G. Franz.



Breizh.

Das große Fest der Christenheit, das herrlichste Fest der Welt, das die weit über die Erde zerstreuten Glieder der geistigen Familie in einem Gedanken, in einem Gefühle vereinigt, hat im Laufe der Jahrhunderte die verschiedenartigsten Formen angenommen, deren Ursprung sich oft kaum mehr entziffern läßt. Aber

überall ist es das Fest der Freude, des Glückes, und darum bildet auch die Jugend, das Alter des Glückes, meist den Mittelpunkt des Festes, namentlich bei dem sinnigeren Norden. Bei manchen Völkern hat es freilich auch ganz keinen hohen Ursprung, die Geburt des Heilandes, vergessen und artet in tollen Rummelschänzen aus. Der Künstler, dem wir unser Festblatt verdanken, hat in sinniger Weise eine Reihe von Sittenbildern aus der Weihnachtsfeier bei den Völkern diesseits und jenseits des Ozeans gruppiert und wir wollen mit kurzen Zügen den reichen Inhalt skizzieren.

Im fernen Norden, in Norwegen, richtet der Bauer mitten in der Wogd einen hohen Baum auf, an dessen Spitze er eine Korngarbe gebunden, um welche herum den ganzen Tag hunderte von Vögeln flattern, die ihre Körner herauspicken, von guten Men-



Norwegen.

herauszukommen. Hat das Herz sich geirrt und ist die Entschleierte nicht die Geliebte, so kann nur mit Bewilligung des Mädchens der unglückliche Bewerber seine Freiheit wieder erlangen, er ist aber dann angehalten, dem Mädchen ein schönes Geschenk zu machen. Hat er jedoch die Richtige getroffen, so begeben sich die beiden, bedeckt mit dem Schleier, gefolgt von den Nachbarn, zu den Eltern, um sich deren Segen zu erbitten. Ein festliches Mahl beschließt die Zeremonie des Ringwechsels. Auch in England hat das Fest fast ganz keinen kirchlichen Charakter verloren: tolle Lust herrscht überall, selbst die Bühnensombräe treibt ihre wunderlichsten Blüten. Beim Volke wird das Haus mit Epheu und Stechpalme geschmückt und an der Decke der bedeutungsvolle Mistelzweig befestigt, welcher aus den Kirchen als heidnisch verbannt ist und früher in keinem Hause fehlen durfte. Er gewährt den Männern das Recht, jedes weibliche Wesen zu küssen, das sich unter dem Zweig erschauen läßt, und der Volksglaube sagt, daß ein Mädchen, welches nicht unter ihm geküßt worden, im folgenden Jahre keinen Mann finden werde. Spanien feiert diesseits und jenseits des Ozeans La noche buena mit Gesang und Tanz. Ueberall in den Häusern

und Zitronencrème und improvisirt Tänze und Hahnenkämpfe auf den Plätzen. Vor den Villen der Vornehmen sitzt die Familie unter Zeltdächern, welche an den mächtigen Bäumen zum Schutz gegen herabfallende Insekten aufgespannt sind, und schwätzt und scherzt und genießt Vanilleis und Ananascrème, und Herren und



England.

Damen rauchen dazu ihre Cigarretten. Die Dienerschaft aber führt Tänze auf nach den Klängen der Gitarren und Becken, und ist im Grolle gelagert und spielt und tollt umher nach Kinderart. In Mexiko werden wir an unser heimisch Weihnachten erinnert: auch dort, wie hier, bereitet der Weihnachtsmarkt auf das Fest vor, ganz wie in der Heimat liegen in den Buden Geschenke aller Art und die verlockendsten Süßigkeiten aufgetürmt und finden bereitwillige Käufer. Hat uns die lange Budenreihe vor dem Palast des Präsidenten nach Europa zurückverkehrt, so führt uns der Zeichner nach einem andern heißen Himmelsstrich — nach Indien, wo Engländer nach den Gefahren und Aufregungen der Tigerjagd einen heimischen Großen zum Weihnachtsmahle eingeladen, bei dem Plumpudding und Champagner auf einem improvisirten Tische an die üppigen Mähler in den Schlössern und Herrenhäusern Britanniens gemahnen sollen, und der Hindu der Versuchung nicht widerstehen kann, von dem verbotenen, seltam verlebenden und begeisterten Trank des mächtigen Fremdlings zu kosten. Das kleine improvisirte Weihnachtsfest, bei dem vielleicht im Gedanken an die Lieben in der Heimat den rauhen Jägern eine Träne über die Wange rollt, mag uns wieder in die Heimat zurückführen, wo auch wir bald unter dem lichterglänzenden Tannenbaum das schönste Fest der Welt feiern werden. Möge es Freude in Hülle und Fülle bringen!



Spanien.

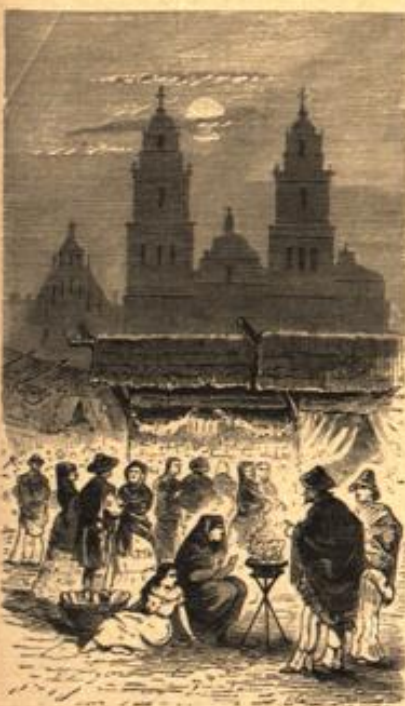


Rußland.

schen eingeladen, an der allgemeinen Freude teilzunehmen. Vom hohen Norden bringt uns der rasche Flug der Gedanken nach dem Süden. Aber auch dort hat der Winter sein weißes Kleid über die Erde gebreitet. Welch' seltsamer Aufzug mitten in der Nacht! Wir sind in der Bretagne. Ueber das weite Schneefeld laufen Männer und Frauen, Buden und Mädchen mit an langen Stangen befestigten Feuerbränden, ihre flammenden Beine schwingend. Es ist eine Erinnerung an jenen Stern, der bei der Geburt des Heilandes über Bethlehem stand. Eine Ortschaft verkündet auf solche Weise der andern in Flammen die Geburt des welterlösenden Kindes.

Hier noch immer die Anknüpfung an den heiligen Ursprung des Festes; wie anders da und dort, im Norden wie im Süden und drüben über dem Ozean.

In Russland doch in Russland unter dem Volke das Fest der Verlobung geworden. In dem größten Zimmer des Dorfes wird ein Tannenbaum mit Lichtern, Goldfitter und Gebäck geziert und der Tisch, auf welchem er steht, mit Brantwein, Gläsern und Fischbrot belegt. Wenn die Lichter angezündet sind, bringen die Eltern ihre heiratsfähigen Töchter dorthin. Diese setzen sich verheiratet auf eine Bank an der Wand und nun kommen die jungen, heiratslustigen Männer. Ihre Aufgabe ist es jetzt, die Geliebte



Mexiko.



Havanna.

sind Krippen aufgestellt. Eine laute Menge bewegt sich nach den Kirchen, um auch dort die Krippen zu beschauen, oder den Tänzen anzuschauen, die in den heiligen Hallen aufgeführt werden. Dann eilt man hinaus auf die schneebedeckte Straße, um den Ständchen zu lauschen, die das Volk mit Trommeln, Becken, Flöten und Gesang den Kreuzigen darbringt. Aus den vergitterten Fenstern strahlt heller Schein und in den Gesellschaftszimmern sind Freunde und Bekannte bei der Familie versammelt, wo man sich an heißem Punch und Traubenrosinen und Ananasmarmelade erlustigt. — Drüben im neuen Spanien, wo die Luft milder, auf Cuba, tummelt sich eine bunte Menschenmenge auf den Straßen. Die Herren der vornehmen Welt in Frack und Lackstiefeln, die Damen in duftiger Toilette mit Blumen und Leuchtläusern in den Haaren. Das Volk ergötzt sich mit Feuerwerk und bunten chinesischen Papierlaternen; es laßt sich bei den hell erleuchteten Buden an Eiswasser



Indien.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Rudolf Ganter war zusammengefahren, als ob eine Schlange ihn gebissen hätte; jetzt kannte er das Geheimnis seines Bruders, unwillkürlich ließ er den Stuhl sinken, einen solchen Menschen konnte und durfte er nicht verteidigen.

Aber dieser Mensch war sein Bruder, und so schwer auch die Vorwürfe sein mochten, die ihm gemacht werden konnten, in solcher Not und Gefahr durfte er ihn nicht im Stich lassen.

Die Stühle hatten sich alle gesenkt, einige Angreifer kehrten schon in das Wirtshaus zurück, die anderen betrachteten noch immer ihr Opfer mit hagerfüllten Blicken. „Er ist mein Bruder und ich lasse ihn nicht im Stich“, sagte Rudolf in entschlossenem Tone, „die Polizei wird wohl in der Nähe sein.“

„Der ist auch ein Spion!“ rief der Bierschrötige. „Wir wollen sie beide zusammenhauen!“

„Der Gendarm kommt!“ rief ein anderer, und dieser Ruf trieb die Gruppe augenblicklich auseinander, nur der Anführer blieb noch einige Sekunden.

„Wir sehen uns wieder!“ sagte er heiser, indem er die erhobene Faust drohend schüttelte, dann ging auch er mit raschen Schritten in das Haus.

Karl Ganter hob seinen Hut von der Straße auf und schüttelte den Staub davon.

„Das vergesse ich Dir nicht, Rudolf“, sagte er mit einem scheuen Blick auf das Mädchen, das ihrem Verlobten Vorwürfe machte. „Ich war da, ohne es zu ahnen, in eine schlechte Gesellschaft hineingeraten; den Kerl, der mich zuerst angriff, hab ich einmal ins Zuchthaus gebracht; er hatte einen Einbruch verübt, und ohne mich wäre seine Schuld nicht an den Tag gekommen. Wer ist die junge Dame?“

„Meine Braut“, erwiderte Rudolf kühl.

„Sapperment, Du hast keinen schlechten Geschmack; mein Fräulein, ich mache Ihnen mein Kompliment, so jugendlich und blühend habe ich selten ein junges Mädchen gesehen! Nehmen Sie sich die Geschichte nicht so sehr zu Herzen, man kann ja immer einmal das Unglück haben, in schlechte Gesellschaft zu kommen; die Kerle wollten an mir Rache nehmen, und daß ihnen das nicht gelungen ist, das ärgert sie nun. Aber ich will Sie nun auch in Ihrem Vergnügen nicht weiter stören, mit dieser rohen Bande mag ich aber nicht mehr zusammenkommen, ich gehe wieder zur Stadt.“

„Ein schönes Vergnügen für uns!“ zürnte Rudolf, während Hulda, durch die Schmeicheleien schon halb gewonnen, den Bruder ihres Verlobten mit freundlicherem Blick betrachtete. „Die Bande würde an mir Rache nehmen.“

„Ich bleibe nicht hier“, unterbrach Hulda ihn rasch, „mir liegt überhaupt heute am Tanzen nichts.“

„Sie passen auch nicht in die Gesellschaft, die hier verkehrt“, sagte Karl, indem er ihr die Rosenknospe anbot, die er im Knopfloch getragen hatte. „Sonntags findet man hier nur Gefindel, anständige Leute bleiben in der Stadt, man kann sich da ja auch amüsieren. Ich bin meinem Bruder sehr böse, daß er uns seine schöne Braut noch nicht vorgestellt hat.“

„Nun laß das Süßholzraspeln!“ fiel Rudolf ihm in die Rede, während sie den Rückweg zur Stadt antraten. „Ich würde euch Hulda längst gebracht haben, wenn ich eine freundliche Aufnahme hätte erwarten dürfen!“

„Das ist eine Beleidigung für uns!“

„Durchaus nicht; wie habt ihr mich denn aufgenommen, als ich von Homburg kam?“

„Wir haben Dir Leichtsinns vorgeworfen und das mit vollem Recht“, erwiderte Karl Ganter achselzuckend, „man gießt kein unreines Wasser fort, bevor man reines hat! Du hattest eine gute Stelle und konntest viel verdienen, die Gründe, aus denen Du Homburg so plötzlich verließest, wolltest Du nicht nennen; waren wir da nicht berechtigt, ihm Vorwürfe zu machen, mein Fräulein?“

„Ich habe es auch gethan“, nickte sie; „er hatte allerdings seine Gründe.“

„Nah, Gründe kann man immer finden“, fuhr er fort, indem seine stehenden, unstillen Blicke forschend alle Personen streiften, die ihm begegneten, „es fragt sich nur, ob sie sich haltig sind; Sie kennen meine Schwester noch nicht, verehrtes Fräulein?“

„Ich hatte noch nicht die Ehre.“

„Bitte um Entschuldigung, die Ehre ist ganz auf unserer Seite! Ich mache den Vorschlag, wir gehen in unsere Wohnung und trinken dort eine Flasche Wein, Helene wird sich mit Deiner liebenswürdigen Braut sofort befreundet.“

„Das kann später auch noch geschehen“, warf Rudolf verstimmt ein, „heute wollen wir uns amüsieren.“

„Wir ist die Lust vergangen“, erwiderte Hulda, das Haupt trotzig erhebend, „nach einer guten Freundin habe ich mich längst gesehnt und ich meine auch, es sei nun endlich Zeit, daß Du mich den Deinigen vorstellst.“

„Helene wird sich sehr freuen“, fuhr Karl mit einem

spöttischen Seitenblick auf seinen Bruder fort, „wenn man so glücklich ist, Familie zu besitzen, soll man eng mit ihr verbunden bleiben. Sie haben wohl auch noch Eltern und Geschwister?“

„Nein, ich stehe allein in der Welt, ich habe nur meinen Bräutigam!“

„Ach, das bedauere ich. Rudolf wird Ihnen freilich die Familie ersetzen, denn er ist eine gute Seele und ein treues Herz, aber es kommen dennoch Stunden, in denen Sie sich nach einer Schwester oder einem Bruder sehnen, das werden Sie schon empfunden haben.“

„Gewiß, Herr Ganter!“

„Nun, so betrachten Sie mich fortan als Ihren Bruder und Helene als Ihre Schwester“, sagte er mit einer leichten, eleganten Verbeugung.

„Also das war Dein Geheimnis?“ seufzte Rudolf, aus seinem Brüten erwachend. „Polizeispion? Lieber Gott, wer hätte —“

„Bitte, laß den Spion beiseite“, unterbrach sein Bruder ihn, in dessen Augen der Zorn aufblühte; „ich höre das Wort nicht gerne und es paßt auch in diesem Falle nicht. Ich bin Geheimbeamter der Kriminalpolizei, nun ja, das leugne ich nicht, und ebensowenig will ich bestreiten, daß alle Menschen, die ein schlechtes Gewissen haben, mich fürchten und hassen.“

„Und die übrigen verachten Dich!“

„Nur die unverständigen“, spottete Karl; „auf den Kellner sieht auch mancher Bummel, der selbst keinen Pfennig in der Tasche hat, mit Verachtung hinab, dünkst Du drum Dich geringer?“

„Das ist etwas ganz anderes!“

„Nein, es ist dasselbe, nicht die Person, sondern den Stand trifft diese Verachtung einzelner Narren, aber die Person selbst muß freilich darunter leiden. Ja, wenn ich mich mit Politik befaßte und in den Wirtshäusern horchte, um zu denanzieren, dann käme ich mir selbst verächtlich vor, so aber darf ich mir sagen, daß ich der Menschheit nur nütze. Wenn ich später einmal Kommissär oder Inspektor geworden bin, dann zieht jeder den Hut vor mir, und so weit werde ich es auch noch bringen; meine Vorgesetzten wissen schon jetzt, daß sie einen tüchtigen Beamten an mir haben. Wenn ich's Dir und Helene bisher verschwiegen habe, so that ich's nicht deshalb, weil ich mich meiner Stellung schäme, sondern weil ich das thörichte Vorurteil kannte, das man gegen die Polizei hegt, die doch nur zum Schutze aller ehrlichen Leute da ist.“

„Ich möchte nicht zu ihr gehören!“ warf Rudolf ein, seinen spöttisch lächelnden Bruder mit einem scheuen Blick betrachtend. „Hinausgeworfen und geprügelt werden —“

„Das kann Dir auch passieren, und die Polizei ist's gewohnt, sie lebt ja in stetem Kampf mit den Vagabunden und Verbrechern. Und wenn sie diesen Kampf nicht mit aller Energie führte, dann würde es bald schlimm aussehen, Eigentum und Leben wären am hellen Tage nicht mehr sicher.“

„Der Mann, der Sie vorhin angriff, war wohl ein schlimmer Verbrecher?“ fragte Hulda, die jetzt bereits die Thätigkeit ihres zukünftigen Schwagers sehr interessant fand.

„Ein gefährlicher Einbrecher“, nickte er. „Vor Jahren war ein schlimmer Einbruch verübt worden, der Thäter konnte nicht entdeckt werden. Ich wurde beauftragt, ihn nachzuforschen, und es gelang mir erst nach vieler Mühe, ihn in jenem Kerl zu entdecken, der sich schon ganz sicher wähnte. Er müßte heute noch im Zuchthause sitzen, wenn die Geschworenen nicht so menschenfreundlich gewesen wären, ihm mildernde Umstände zu bewilligen. Vor einigen Tagen erst kann er entlassen sein, nun zieht er schon wieder mit seinen guten Freunden und Spießgesellen, und wenn das im Zuchthause verdiente Geld alle ist, bringt ein neues Verbrechen ihn ins Gefängnis zurück.“

„Sie werden ihn nun anzeigen?“

„Nein, die Nothwendigkeit wird ihm einstweilen nur angekreidet“, erwiderte er in einem Tone, der die mühsam verhaltene Nachsicht deutlich verriet; „die leichte Strafe, die er dafür erhielte, würde seinen Haß gegen mich nur noch glühender machen, und ohne Not den Haß eines solchen Menschen herausfordern, wäre Thorheit. Es wird ohnedies nicht lange dauern, dann haben wir ihn wieder hinter Schloß und Riegel.“

Rudolf war wieder in Brüten versunken; er fuhr zusammen, als seine Braut ihn in die Seite stieß.

„Sprich einmal mit ihm über Deine Geschichten“, flüsterte sie, „er wird's herausbekommen, wenn überhaupt.“

„Was gibt's, verehrtes Fräulein?“ unterbrach sie Karl, der die beiden verstoßen mit misstrauischem Blick beobachtet hatte. „Etwas, was ich nicht hören darf? Oder ist meine Begleitung Ihnen unangenehm? Sie haben nur zu befehlen, so verlasse ich Sie, schon ein Wunsch von Ihnen ist mir Befehl.“

„Nein, nein“, erwiderte sie, ihm einen freundlichen Blick zuwerfend, „ich fragte Rudolf nur, ob er nicht Ihren Rat in Anspruch nehmen wolle.“

„Meinen Rat? In welcher Sache?“

„Es ist eine sehr dunkle Sache“, sagte Rudolf zögernd, während er mit dem Stockknopf seine Nase rieb, „öffentlich darf man nicht darüber reden.“

„So sag's mir in unserer Wohnung, ich kann schweigen, ich muß es ja können, mein Amt verpflichtet mich dazu. Ist es ein Verbrechen?“

„Vielleicht, ich vermute so etwas.“

„Vermutungen müssen sich auf Verdachtsgründe stützen“, erwiderte Karl, dessen stehender Blick immer lebhafter wurde, wie der Blick eines Raubtiers, das seine Beute wittert.

„Die glaube ich zu besitzen!“

„Na, dann immer heraus mit der Sprache! In solchen Dingen habe ich Erfahrung, ich werde Dir sofort sagen, ob und wie viel Deine Gründe wert sind.“

„Später“, wehrte Rudolf ab, „laß mich zuvor noch einmal darüber nachdenken.“

„Mit all Deinem Nachdenken verträdest Du nur die Zeit“, schmolzte Hulda, „nachher bist Du an den Mühsig-gang so sehr gewöhnt, daß Du Dich zur Arbeit gar nicht mehr entschließen kannst.“

„Sehr wahr, wertos Fräulein“, nickte Karl, der seinen Bruder scharf und unverwandt beobachtete, „ich bewundere Ihren gefunden, hellen Verstand, den man so selten bei jungen Mädchen findet. Wenn Rudolf mir kein Vertrauen schenken will, dann kann ich ihm freilich nicht helfen, Offenheit muß ich vor allen Dingen verlangen, wenn mein Rat von Nutzen sein soll. Ich kenne die Geheimnisse vieler hiesigen, hochangesehenen Familien, das dürfen Sie mir glauben, ich könnte manchen Herrn, manche Dame für immer gesellschaftlich unmöglich machen, wenn ich reden wollte. Wenn man wie ich hinter die Coulissen schaut, dann sieht man vieles, was vor den Augen der Welt ängstlich gehütet wird; es ist noch lange nicht alles Gold, was glänzt.“

„Ich will zu Hause mit Dir reden“, sagte Rudolf, dessen Blick dem des Bruders begegnete. „Du sollst die Geschichte erfahren, aber ich bedinge mir aus, daß sie mein Eigentum bleibt. Wenn Vorteile daraus zu ziehen sind, so müssen diese allein mir zufallen.“

„Nah, ich will gerne auf diese Vorteile verzichten“, erwiderte Karl achselzuckend. „Ich glaube zu erraten, was Du unter solchen Vorteilen verstehst; Du willst das Verbrechen erforschen und dann von dem Verbrecher für Deine Verschwiegenheit eine große Geldsumme fordern, ist es nicht so?“

„Ganz genau so“, entgegnete Hulda, ehe ihr Verlobter eine Antwort geben konnte, „Rudolf glaubt dadurch ein vermögender Mann werden zu können.“

„Weißt Du auch, daß Du Dich dadurch zum Mitschuldigen des Verbrechers machst?“ warnte Karl. „Es ist ein sehr gefährlicher Weg, er kann direkt ins Gefängnis führen.“

„Ich habe bis jetzt noch von keinem Verbrechen geredet“, sagte Rudolf unwirsch, während sie in die Gasse einbogen, in der seine Geschwister wohnten; „Hulda spricht auch oft ins Blaue hinein, sie sollte ihre Worte vorher überlegen.“

Es war heute sehr still in der Schäferstraße, die große Mehrzahl der Bewohner hatte den herrlichen Sonntag nachmittags zu einem Ausfluge benützt, nur hier und da spielten einige ärmlich gekleidete Kinder vor den Hausthüren.

Karl Ganter war der erste, der die steilen Treppen hinaufstieg, das Brautpaar folgte ihm, Hulda lachte hell auf, als sie das unzufriedene Murren ihres Verlobten hinter sich vernahm.

„Du wärst wohl lieber draußen geblieben?“ spottete sie. „Freute es Dich denn nicht, Deine Schwester wieder zu sehen?“

„Es ist hier so schwül und dumpf“, klagte er, „wir konnten ja in ein Gartenlokal gehen.“

„Das können wir noch immer, wir nehmen Deine Schwester mit. Ich glaube, es ärgert Dich, daß Du Dein kostbares Geheimnis preisgeben sollst?“

Rudolf konnte keine Antwort darauf geben, sein Bruder hatte hastig eine Thür geöffnet und stand nun mit einem Ausruf der Entrüstung auf der Schwelle des Zimmers. Voll Zorn und Haß ruhte sein Blick auf Hermann von Federn, der in eleganter bürgerlicher Kleidung ihm gegenüberstand; Zorn und Trotz blühten auch aus den Augen Helenens, die rasch, mit entschlossener Miene zwischen die Beiden trat.

„Da finden wir die Rache im Taubenschlag!“ sagte Karl Ganter mit gepreßter Stimme. „Was sollen wir nun thun, um unseres Hauses Ehre zu wahren?“

„Hüte Deine Zunge!“ erwiderte Helene, sich hoch aufrichtend. „Die Ehre unseres Hauses wird durch den Besuch eines Mannes, den ich liebe, nicht gefährdet!“

Karl war ins Zimmer eingetreten, er zeigte drohend auf die Thüre und blickte den Lieutenant durchbohrend an.

„Sie haben meine Warnung sehr rasch vergessen!“ sagte er heiser; „die Folgen, mit denen ich Ihnen gedroht habe, werden nicht ausbleiben. Nun aber hinaus!“

Hermann konnte seine innere Angst nicht verhehlen, der glühende Blick seines Gegners ließ ihn nur zu deutlich erkennen, daß er sich auf das Schlimmste gefaßt machen mußte, wenn er durch Spott oder Hohn ihn noch reizte.

„Sie haben keinen Grund, mir so grob entgegenzutreten“, erwiderte er, während sein forschender Blick rasch die beiden anderen Personen streifte, „ich habe Ihrer Fräulein Schwester einen freundschaftlichen Besuch gemacht, und Sie sind nicht berechtigt, ihr zu verbieten, diesen Besuch anzunehmen.“

„Ich bin nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, über die Ehre meiner Schwester zu wachen“, antwortete Karl, der seine Fassung allmählich wieder gefunden hatte, „Sie wissen selbst so genau wie ich, daß Sie niemals meine

Schwester heiraten können, was also bezwecken Ihre Besuche? Ich will heute keinen Lärm machen, der Aufsehen erregen könnte, er würde ja meine Schwester erst recht ins Gerede bringen, das aber erkläre ich Ihnen: wenn ich Sie noch einmal hier antreffe, dann werfe ich Sie die Treppe hinunter!" (Fortsetzung folgt.)



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Eine Theegesellschaft.

Aus Paris wird der „Wiener Allg. Zeitung“ folgende drohliche Geschichte erzählt: Auf dem Wege von Prag nach den Vereinigten Staaten langte vor einigen Tagen Minnie Hand bei uns an. Am 26. Oktober gab es einen intimen Thee bei der Primadonna, ihre Gäste waren Ambrose Thomas, Leo Delibes und Massenet. Nach dem der Thee vorüber, sprang die noch immer jugendlich-schelmische Sängerin auf und rief:

„Ein plötzlicher Gedanke kommt mir, niemand mehr soll aus den Tassen trinken, aus welchen die Herren, die heute meine Gäste sind, den Thee gekostet.“

Sprach's und warf sämtliche Schalen zu Boden. Lachend sagte Delibes:

„Auch ich habe eine plötzliche Idee!“

Hierauf erhob er sich, klingelte und sagte dem Stubenmädchen der Künstlerin:

„Bringen Sie mir noch so eine Tasse.“

Bedaurend meinte die Jose:

„Unmöglich, Monsieur! Madame sagte heute vormittag: Ich kaufe vier ordinäre Tassen für einen Scherz, den ich erjonne; eine fünfte haben wir gar nicht.“

Als sich einen Tag später Minnie Hand in Havre auf dem Dampfer „Hammonia“ einschiffte, reichte man ihr, als sie an Bord kam, eine verpackte Schachtel mit der Aufschrift: „Material für improvisierte Späße“. Der Inhalt bestand in Holzgeschirr.

Posthaft.

Courmacher: Warum gehen Sie stets in Begleitung dieses hübschen Hundes aus, Fräulein Amalie? Ich glaube, Sie thun es, um durch den Kontrast noch hübscher zu erscheinen.

Fräulein Amalie: Beruhigen Sie sich, wenn ich einmal ganz besonders hübsch auszufehen wünsche, werde ich — um Ihre Begleitung bitten.

Im Grazer Stadttheater fand dieser Tage ein Konzert statt. Als nun ein Herr in seiner Begeisterung den Vortrag des Männergesangsvereins stehend anhörte, so daß sein Hintermann im Parterre nichts sehen konnte, rief dieser ihm zu:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!“

Weihnachtsbücher.

Weihnachten, das Fest der Freude, der werththätigen Liebe, wo das glückliche Gefühl des Gebens jedes Herz erfüllt und die tiefe Empfindung des Dankes jung und alt besetzt, naht heran und alles rüftet sich, ein freudiges Fest zu bereiten. Da möge es uns denn gestattet sein, den Geschenkegebern die Wahl etwas zu erleichtern und den Empfangenden Mittel an die Hand zu geben, ihre Wünsche zu formulieren. Wir wollen zuerst der Kleinen gedenken. Da ist der Verlag der Leipziger Verlagsanstalt von Dr. Oskar Schneider, der diesmal mit zwei originellen Kinderbüchern sich bemerkbar macht, das erste Märchen von Minna v. Veltlar erzählt drohliche Geschichten von „Quaker dem Frosch“, dem „Töfel“, dem „Teufel und dem Bader“, sehr phantasievolle Geschichten für Kinder von 8—12 Jahren mit vortrefflich gezeichneten und kräftig kolorierten Bildern, das zweite: „Allerlei für Kinder“, von derselben Verfasserin für eine jüngere Altersstufe, und bringt vollständige Verse mit gleich lobenswerten und naturwahren, korrekten Bildern. Die Art der Illustration ist das Charakteristische dieser Bücher. — Mehr Anspruch auf den Charakter eines eleganten und reichen Festgeschenkes macht das Bilderbuch „Das goldene Jahr“, 16 Originalzeichnungen von Rudolf Geisler mit Versen von Johannes Trojan (Kilnberg, Amersdorfer), die Bilder haben hier in Komposition und Farbe schon künstlerisch seinen Grundton und sind treffliche Leistungen unseres jetzt so hoch entwickelten Farbendruckes, die Verse sind allerliebst und, was selten zu finden, naiv und formvollendet. — Mehr dem Genre der Lehrbücher gehören an „Das Buch der Märchen“, von Ferdinand Schmidt (Berlin, Haack). Wir finden hier zu einem hübschen, stattlichen Bande vereinigt die allbekannten und für die Jugend doch ewig neuen Märchen „Khalif Storch“ von Hauff, „Schulmeister Klopffod“ von Brentano, „Das neue Paris“ von Goethe, „Münchhausenstücke“, „Rufaus“, „Rubezahl“, „Das kalte Herz“ von Hauff, neben Märchen vom Herausgeber, von Grimm, Robert, Houwald und anderen; effektiv kolorierte Vollbilder durchziehen den Text. Das Buch ist sauber und geschmackvoll ausgestattet. — Erstens Charaktere sind die Erzählungen „Onkel Hans Pastors Kinder“ (Cuedlinburg, Bieweg). Das nette Buch ragt hervor durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung ländlicher Ereignisse und wird nicht nur Kinder unterhalten und ergötzen durch den Reichtum lebenswahrer und glücklich gewählter Stoffe aus dem wirklichen Leben und dem Paradiese der Kindheit, und ferner das Werk Dr. Gustav Pleningers: „David Livingstone“, für die reifere Jugend bestimmt und bei Gebrüder Kröner in Stuttgart erschienen. Der bekannte Autor, welcher sich als pädagogisch erstrebender Schriftsteller einen Namen gemacht, gibt hier ein von tiefem Gefühl für das Heldentum und edlen Tendenzen für die Jugendbildung erfülltes Lebensbild des großen Entdeckers und Missionars. Das Buch ist verziert mit Livingstones Porträt

und 43 in den Text gedruckten Illustrationen, 6 Farbendruckbildern und einer Karte und ist eine interessante, nützliche und gediegene Lektüre. — Dann hat auch der bekannte Verlag von O. Spamer in Leipzig sein reichhaltiges Füllhorn von schönen Weihnachtsgaben zur Auswahl ausgeschüttet. Eine bunte Reihe mannigfaltiger Bücher, so „Der kleine Tierfreund“ von Pils, illustrierte Erzählungen über die von der Jugend ganz besonders geliebten und angestaunten Tiere, ferner „Eine Bubenstreichgeschichte“, „Zwei Nasen auf der Ferienreise“, die Erlebnisse der beiden Tertianer hat E. A. Becker sehr lustig beschrieben; dann finden wir auch die stets willkommenen und vielgekauften Werke „Deutsches Schülerjahrbuch“, ein gleiches für Mädchen, und „Jahrbuch für Böglinge deutscher Gymnasien, Realschulen und verwandte Lehranstalten“ wieder, für 1886 visirt, herausgegeben von Dr. M. Bogler. Das französische Leichbuch „Le livre d'or par Mlle. L. Bone“ mit seinen originellen Fabelbildern wird gleichfalls viele Freunde finden; der stattliche Band „Pferd und Führer“ von Theodor Heine gehört zu einer neuen Richtung dieses Verlegers, der nun den Sport in seinen Kreis gezogen und auch hier das Nützliche mit Unterhaltendem, das Belehrende mit dem Praktischen zu verbinden sucht. Dies Lehrbuch für Leute, die mit Pferd und Wagen umgehen wollen oder müssen, ist von einem Stallmeister ausgearbeitet, dem Verfasser der deutschen „Reitschule“, „Pferd und Reiter“ u. und zeichnet sich, wie alle Spamerbücher, durch großen Reichtum an Text und instruktiven Bildern aus. Auch eine Geschichte des Fahrens und der Fuhrwerke finden wir in diesem originellen und gediegen ausgestatteten Buche. — Zum Schluß dieser kleinen Revue, die wir in der nächsten Nummer fortsetzen werden, möge erwähnt sein, daß Albert Hauptvogel in Dresden einen allerliebsten eisernen Christbaumfuß hergestellt hat. Dieser praktisch eingerichtete Tannenbaumhalter hat die Form der Fortsetzung des Christbaumstammchens, das sich sozusagen mit Wurzeln vom Tisch wie aus dem Boden erhebt. Der Halter ist genügend schwer, so daß der Baum sicher steht, und nach Farbe und Form sehr naturgetreu.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 203:

Der geht vergebens Frisch zu fangen. — Der nichts will an die Angel hangen.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sind die Titel von 10 Gedichten zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, von oben nach unten gelesen, den Namen des Verfassers dieser Gedichte, eines bekannten Dichters, ergeben: a, ah, ai, an, bar, do, de, del, en, fer, fer, ge, him, jung, lie, lie, lieb, lings, mel, mels, na, ne, nung, nuß, op, op, sehn, sto, sucht, ti, todt, tur, won.

Auflösung der Charade Seite 203:

Notnagel.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Braunschweig. 1) Alkohol ist doch eine Flüssigkeit, die nicht gefriert. 2) Das sagt Ihnen jeder Optiker. Je nach Größe und Solidität sehr verschieden im Preise. 3) Witze nicht neu. Besten Dank.

Hrn. O. Hoffmann in Ridda. 1) Einfach seine Haut, die mehr oder weniger das Blut durchschimmern läßt. 2) Gar nichts zu bedeuten. 3) Physikalische Unterleuchtung durch einen Arzt. 4) Im allgemeinen gar nicht. 5) In Wein aufgelöstes Eisen. Weßhalb denn diese Unverständlichkeit? Sie erhalten ja in jeder Apotheke sehr billig derartige Eisenspräparate, zum Beispiel apfelsaures Eisen.

Abonnentin in R. Das ist bei sehr hervorragendem Talent, welches einem Intendanten ausfällt, möglich. Soak wählen wir seinen Weg und raten dringend zur Vorsicht bei etwaigen Mäcenaten.

Hrn. Kollinero in Wien. 1) Ja, ist noch zu haben. 2) Frankreich: Blau, Silber, Rot; Spanien: Rot und Gold; Portugal: Blau und Silber. 3) Sie würden in diesem Fall viel weniger des interessanten Besichtiges erhalten. Sind Sie jetzt zufrieden?

W. A. in G. Wenden Sie sich an den Verlag von Julius Groos in Heidelberg. Große Auswahl für jede Stufe.

Abonnent in Czernowitz. Wir haben diese schon so oft gegeben, daß wir nicht mehr darauf eingehen.

Hrn. J. G. in Sternberg. Der Herr annoncierte in der „Neuen freien Presse“, Wien. Wir zweifeln an der „Kunst“. Korrekte und unbekannt.

Richtige Lösungen von Rebua, Rätseln, Charaden u. sind uns zugegangen von: Hrl. Rosina Bihlidal, Prag; Meta Lampert, Dresden; Frida Stulte, Berlin; Hermine Rietshausen, Brandenburg; Edeline Lauer, Mannheim; Mathilde Bramber, Prag; Elsa Freig, Wien; Ernestine Korow, Meh; Antonie Grail, München; Frau Ottilie Briquet, Leim; Herfille Brong, London; Auguste Paulsen, Kiel; W. Adami, Halle; Hrn. H. Ademann, Grefeld; Kramer, Meh; A. Dermes, J. Hollefreund, Remel; R. Krejlin, Berlin; A. Sauer, Frankfurt a. M.; G. Pfeifer, Zürich; E. Polschwing, Triberg; J. Wanger, Chicago; H. Freddburg, Stod; W. Mellin, Potsdam; G. Pfeifer, Ritten.

Postabonnent in R. Die Post nimmt keine Bestellungen auf Kunstblätter an. Sie müßten daher die gewünschten Farbendruckbilder „Wolf und Lamm“ und „Der Vichling“ durch Ihre nächstegelegene Buchhandlung beziehen; dieselbe wird die Besorgung zum Vorzugspreis von Mark 1.50, beziehungsweise Mark 1. — gern übernehmen. Eventuell ist auch unsere Verlagsbuchhandlung bereit, Ihnen gegen Frankoeinsendung des Betrags von Mark 2.50 das Gewünschte direkt per Post zu übermitteln.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

H. H. in Frankenhausen. Ihre Frage, ob der gereinigte Leberthran für die Lunge gut ist, namentlich bei Reizung zu Katarrhen, ist zu bejahen. Derselbe kann in jeder Apotheke bezogen werden.

J. G. befolgen Sie die Vorschriften Ihres Arztes und vermeiden Sie besonders Diätfehler. Einhalten einer strengen Diät, namentlich Vermeidung schwerverdaulicher Speisen und leicht gärender Getränke sind die Hauptfaktoren für die Beseitigung eines chronischen Darmkatarrhs.

Dr. Sch.

Anfragen.

16) Kann ein vermittelst eines Diamanten verferteter Spiegel abgeschliffen werden, und durch wen läßt man dies am besten bewerkstelligen? Abonnent in Osnabrück.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Roenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Roenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von Roenthal-Bonin. Fortsetzung. — Roken zu Weihnachten, Gedicht von G. Litz. — Aus dem Reiche der Gefundenen, von Arthur Gerson. III. — Die Wiedereine. — Am Spinnrade, eine Weihnachtsgeschichte von W. H. Litz. — Krüppelmarkt in München. — Aus Natur und Leben: Wie man in Afrika grüßt; Die Telegraphenlinie in Brasilien; Verewine; Aus dem Hohenjollermauseum. — Schottisches Mädchen. — Weihnacht diehies und jenseits des Ozeans. — Seines Glüdes Schmied, Roman von Oswald August König. Fortsetzung. — Humoristische Blätter. — Weihnachtsgedichte. — Bilderrätsel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Roken zu Weihnachten, Originalzeichnung von M. Wachsmauth. — Zu der Weihnachtsgeschichte: „Am Spinnrade“, zwei Originalzeichnungen von Gustav Barth. — Der Krüppelmarkt in München, Originalzeichnung von G. Franz. — Schottisches Mädchen, Zeichnung von Alfred Ward. — Weihnacht diehies und jenseits des Ozeans, illustriert von G. Franz.

Das dieser Nummer beiliegende illustrierte Verzeichnis von

Festgeschenk-Verken

unseres Verlages (für die Heft-Abonnenten wurde es dem neunten Heft beigelegt) empfehlen wir der besondern freundlichen Beachtung unserer geehrten Abonnenten. Jeder unserer Leser und jede unserer Leserinnen wird darin etwas Ansprechendes finden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlag ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

CICERONE

DURCH DAS

ALTE UND NEUE ÄGYPTEN.

Ein Lese- und Handbuch

für Freunde des Nillandes

VON

Georg Ebers.

Mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten.

2 Bände.

Preis eleg. geb. 12 M., in einem feinen Leinwandband 13 M.

Georg Ebers läßt in diesem Jahre die Spannung der tausenden seiner Verehrer in allen Kulturländern nach einer neuen Romandichtung unbefriedigt. Dafür haben wir die Freude, vor der nahenden Weihnachtszeit obiges Werk des Dichters und Gelehrten ankündigen zu können.

Es liegt diesem vorzüglichen Buche der von der gelehrten und belletristischen Kritik einstimmig für muster-giltig erklärte Text unseres grossen Prachtwerkes „Ägypten in Bild und Wort“ zu Grunde; doch hat der Verfasser denselben von Grund aus durch- und umgearbeitet und auch den jüngsten Ereignissen und Entdeckungen auf ägyptischem Boden volle Berücksichtigung zu teil werden lassen.

Der „Cicerone“ soll, wie der Verfasser im Vorwort mit vollem Rechte selbst sagt, dem Leser, dem es nicht vergönnt war, das Nilthal selbst zu besuchen, alles vorführen, was wissenschaftlich und bemerkenswert ist, und er wird ihn vertraut machen mit Land und Leuten, der Geschichte und den Denkmälern Ägyptens von der ältesten Zeit an bis in unsere Tage. Wohl kann der „Cicerone“ auch dem Gelehrten als Nachschlagewerk dienen, aber er ist zunächst für alle Gebildeten bestimmt, und wenn sich das erfüllt, was Georg Ebers mit diesem Buche bezweckt, so wird er an manchem Familientische vorgelesen werden und den Zuhörern — alten und jungen — Belehrung und Anregung und dazu auch Unterhaltung und einigen Genuss gewähren.

Viele für das Verständnis notwendige Holzschnitte von sorgfältiger Ausführung und zwei Karten schmücken den gediegenen und fesselnden Text.

